Nr. 2 — **Leipzig, den 13. Januar** — **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Quelle der Kraft — Glaube und Dogma: 2. Wider das Dogma — Geistliches Verständnis Shakespeares bei Robertson: 1. Wie Robertson seine Dichter las — Russische Briefe 1 — Der Geistliche und der vierte Stand — Verschiedenes: Lechler †; In Kischinew bei Rabinowitsch; Zwei katholische Historiker über ultramontane Geschichtsfälschung; In Sachen katholischer Wiedertaufe; Bildung und Aberglaube; Die Tägliche Rundschau; Die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen

Die Quelle der Kraft

Wenn ich schwach bin, so bin ich stark. 2. Kor. 12, 10

Zur neuen Arbeit braucht man neuen Mut und neue Kraft. Beide schöpft der natürliche Mensch aus dem Selbstvertrauen. Wenn er in thörichter Einbildung oder in der richtigen Erkenntnis seiner Leistungsunfähigkeit an sich irre wird, sinken ihm die Hände in den Schoß.

Anders Paulus. Niemand wird ihm Thatkraft und Thatendrang absprechen. Er hat in den Boden des alten Erdkreises eine zu tiefe Furche gezogen, und die Frucht davon ist zu mächtig gediehen. Doch konnte er das wunderliche Wort sprechen — nicht im Scherz, denn es war ihm damals bitter ernst zu Mute —: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark.

Ein Paradoxon ersten Ranges. Man kann schon im Christentume ein wenig heimisch geworden sein und den Schlüssel zu dem Rätsel noch nicht gefunden haben. Aber dann kennen wir auch die Quelle unsrer Kraft noch nicht.

Paulus öffnet uns das Verständnis, da er zuvor sagt: Ich will mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne. Er stand auch nicht von jeher, nicht schon von seiner Taufe her, auf diesem Standpunkte. Er hat den Herrn angefleht, daß er seine Schwäche von ihm nehme, die ihn peinigte, den Satansengel, der ihn mit Fäusten schlug. Jedoch sein Flehen war wie das des Meisters in Gethsemane, und wie dort auch die Antwort: die Not blieb, aber eine siegreiche Himmelskraft senkte sich dem Ringenden in die Seele. Er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne.

Die Verzweiflung an den eignen Wünschen und Gedanken, am eignen Können und Vermögen ist für uns Christen die Bedingung unsrer Stärke. Mag unser Wollen und Streben noch so sehr auf das Gute, auf die Pflicht gerichtet, unsre Seele ganz vom kategorischen Imperativ erfüllt sein, wir können uns darauf nicht verlassen, unsres Lebens sinnvolles Gelingen darin nicht verbürgt finden. Zwar sind ja edle Menschen diesen Weg gegangen; aber auch edler Irrtum irrt.

Die Religion ist so wenig dasselbe, wie die Moral, daß sie vielmehr zuweilen die Aufhebung der Moral zu sein scheint. Und in gewissen Zerrbildern ist sie es sogar: in- und außerhalb der Christenheit begegnen wir religiösen Menschen und religiösen Gemeinschaften, deren Gottesdienst und Frömmigkeit mit einer reinen Sittenlehre nicht zusammenstimmt. Aber sehen wir von solchen Zerrbildern der Religion ab. Die christliche Religion ruht auf dem Gedanken der Vergebung. Sie setzt Menschen voraus, die Vergebung nötig haben, begehren und annehmen; sie kennt einen Gott, der Vergebung übt. Unter der Alleinherrschaft des kategorischen Imperativs, des um jeden Preis sich durchsetzenden Sittengesetzes mag wohl das Gebot gelten: Du sollst deinem Beleidiger vergeben. Aber kann dort auch das andre zur Pflicht gemacht werden, daß der schuldige Teil sich vergeben läßt? Kann das Sittengesetz selbst vergeben? Ein lebendiger Gott kann es; das Sittengesetz kann es nicht. Hier giebts nur eine Aufhebung der Schuld: der Schuldige muß sühnen oder büßen. Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge — das ist die Sprache des nur moralischen Menschen, wenn er sich auf einem Fehltritt, auf einer Uebelthat ertappt. Der Selbstmord ist für diesen, daß ich so sage, beschränkt sittlichen Standpunkt unter Umständen, falls andre Sühne unmöglich, ehrenwertes Selbstgericht. Für den religiösen Menschen ist solche Rede und solche That unter allen Umständen an und für sich selbst Sünde, weil Verzweiflung nicht nur am eignen Können, sondern auch an der Kraft der göttlichen Gnade.

Die christliche Religion ist Vergebung der Sünden, ist Gnade. Seume eifert einmal gegen die Gnade (wenn ich nicht irre, in Mein Sommer 1805); er mag als strenger Moralist nichts von ihr wissen, sie ist ihm offenbar ein unsittlicher Begriff. Paulus hat umgekehrt den Quell der Kraft in ihr gefunden. Daß er seine menschliche Schwachheit erfuhr, machte ihn fähig zur Aufnahme übermenschlicher Kraft. Gutes schaffen, Ungeheures wagen, arbeiten und kämpfen mit gänzlicher Verachtung des Lebens und seiner Güter, das alles vermag er, seit er sich an Gottes Gnade genügen läßt, deren er durch Christus froh und gewiß geworden. Nun wohnt die Kraft Christi bei ihm, und eben die Schwachheit, die ihn unter dem Gesetz zur Verzweiflung getrieben hätte, ist selber durch die erfahrene Gnade in Kraft verwandelt.

Das ist die wunderbare Wirkung des Christentums, wo es ganz und rein erlebt wird, daß unsre Schwachheit selbst in Kraft verwandelt wird. Wenn ich schwach bin, so bin ich stark. Darin beruht die unerschöpfliche Lebensfülle des Christenglaubens, seine Ueberlegenheit gegenüber allen andern noch so edlen Lebensgrundsätzen und Weltanschauungen.

Und wenn wir das jemandem, der noch nichts davon erlebt hat, an einem verwandten Stück Erfahrung verständlich machen sollen, müssen wir ihn in die Kinderstube führen. Alle Erziehung ruht darin, daß neben und über dem Ernste des Sittengesetzes den Kindern die Wohlthat der Vergebung widerfährt. Schaffe deinem Kinde allezeit ein gutes Gewissen, das ist oberste Erziehungsregel; und dann am allermeisten, wenn es geirrt, wenn es Unrecht gethan hat. Schwache Eltern verstehen diese Kunst nicht, denn Vergeben und Nicht züchtigen

können sind zwei sehr verschiedene Dinge. Aber rechte Eltern üben beides, einschneidende Strenge und heilende Gnade, lassen ihr Kind nie unbegnadigt zu Bette gehn, damit es nicht unbegnadigt aufwache und mit gelähmten Schwingen der Sonne des Guten, der Sonne des Wohlgefallens entgegenfliege. Unsre besten Fortschritte, die wir als Kinder gemacht, sie haben ihre Kraft aus der Erfahrung heilig liebreicher Vergebung gesogen.

Unser himmlischer Vater versteht die Erziehungskunst noch viel besser. So giebt er uns Sündern, die wir unsre Schuld und Schwachheit erkennen, uns „bußfertigen" Sündern, vor allen Dingen in reiner Gnadengesinnung das gute Gewissen wieder; ja, er schenkt es uns täglich neu, weil wirs täglich neu brauchen. Von da her nehmen wir täglich neue Freudigkeit zur Arbeit, draußen und an uns. Das ist das Geheimnis unsrer Kraft. R

Glaube und Dogma

2. Wider das Dogma

Es ist etwas Wahres daran, daß das Dogma die Kirche mannigfaltig in der Erfüllung ihrer Aufgabe hemmt. Viele unsrer Zeitgenossen können und wollen sich nicht mit dem Dogma zurechtfinden, sie stehen ihm geringschätzig oder gleichgiltig gegenüber. Es erscheint ihnen als ein Stück Mythologie, wertvoller vielleicht als manches andre, weil höhere sittliche Motive als in den andern Religionen daran geknüpft sind, aber doch alles andre als objektiv erweisbare Wahrheit. Und niemand erwarte oder vertraue, daß das jemals anders werden wird. Beruft man sich für solche Hoffnung auf frühere Erfahrungen der Kirche, auf allerlei Wandlungen des geistigen Lebens, die wie im Anfang unsres Jahrhunderts das lange geschmähte Dogma wieder zu Ehren gebracht, so ist das eine Täuschung.

Die Abneigung gegen das Dogma ist heute, wenn ich recht sehe, nicht mehr wie früher philosophisch begründet. Was sie hervorruft, ist heute vor allem die positive Wissenschaft. Das ist aber ein großer Unterschied. Die Philosophie ist dem Wechsel unterworfen, wie die Geschichte unzweideutig erweist. In ihr schafft sich das wechselnde, das fortschreitende geistige Leben der Menschheit je und je einen konkreten Ausdruck. Und wie die großen geistigen Interessen wechseln, bald diese, bald jene in der herrschenden Kultur voranstehen, so unterliegt auch die Philosophie entsprechenden Wandlungen. Hätten wirs in der Abneigung gegen das Dogma mit einer grade herrschenden philosophischen Strömung zu thun, so ließe der Rat sich hören: wir wollens abwarten; diese Welle wird sich verlaufen wie andre vor ihr, und die nächste wird das Dogma wieder in die Höhe heben. Vielmehr aber sind es die Ergebnisse der positiven Wissenschaft, die zu Grunde liegen. Und die verändern sich nicht.

Nicht als wenn die Wissenschaft unfehlbar wäre. Sie hat sich oft geirrt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie auch heute in manchen Beziehungen irrt, daß dieses oder jenes, was heute für ausgemachte Wahrheit gilt, doch einmal wieder berichtigt werden muß. Aber das kommt nicht weiter in Betracht. Es sind ja nicht Einzelheiten, um die es sich handelt. Man mag daher noch so viel abziehen, es bleibt ein fester Grundstock übrig, der keinem Wechsel unterliegt. Oder noch genauer: wenn es denkbar wäre (was zwar niemand annehmen wird), daß alle ihre einzelnen Resultate noch unsicher wären, so bliebe doch die Art, wie sie die Aufgabe faßt, und die Methoden, nach denen sie arbeitet, als etwas Unwandelbares bestehen. Es giebt einen geistigen Erwerb, der nicht wieder vergessen werden kann. Einen solchen geistigen Erwerb stellt die in den letzten Jahrhunderten, sonderlich in dem unsern, gewordene und gewachsene moderne Wissenschaft dar. In den eben genannten Punkten nämlich. Daher es heißen muß: jedes künftige Gebäude der Wissenschaft mag in vielen Stücken anders aussehen als das heutige; was die Fassung der Aufgabe und die Methode der Arbeit betrifft, wird es im Prinzip bei dem sein Bewenden haben, was wir heute Wissenschaft nennen.

Und nun ist es eben dies, woraus die Abneigung gegen

das Dogma erwächst. Weshalb die Hoffnung auf einen Wandel der Dinge eitel ist. So lange die Kirche die Sprache des Dogmas redet, wird sie bei vielen unsrer Zeitgenossen kein Gehör finden, die sich, eben dieselben, vielleicht der Sprache des Glaubens zugänglich erweisen würden. Darin hat Dreyer m. E. unzweifelhaft Recht. Und deshalb ist das Dogma zu einem Hindernis für die Kirche geworden.

Immerhin, zu stark betonen möchte ich es nicht. Das menschliche Gemüt ist ein überaus verwickeltes Ding. Logische Korrektheit ist etwas vom letzten, wonach es fragt. Widersprechende Sätze festzuhalten, fällt ihm gar nicht so schwer, sofern es nur verschiedene Interessen und Bestrebungen sind, an die der eine und der andre dieser Sätze anknüpft. Mag die wissenschaftliche Vorstellungsweise so und die der Kirchenlehre so lauten: wer in seinem Innern die Interessen der Wissenschaft und des Glaubens erlebt, ohne daß sich beide widersprechen, der kommt über allerlei Widerspruch in den Außenwerken oft ohne allzu große Schwierigkeit hinweg. Wenn daher die Jünger der Wissenschaft dem Christentume und der Kirche vielfach fern getreten sind, so ist es, glaube ich, nicht bloß und nicht vor allem das Dogma, was sie ferne hält. Das Dogma ist oft nur Vorwand. Was in Wahrheit zu Grunde liegt, ist in den meisten Fällen moderne Welt- und Kulturseligkeit, die sich mit dem Christentume nicht verträgt. Und dagegen ist mit einer Aenderung der Lehre, mit einem Preisgeben des Dogmas nichts auszurichten. Das ist ein Feind, dem man keine Zugeständnisse machen darf, den man überwinden muß. Zugeständnisse sind in diesem Punkte um der Wahrheit willen nicht möglich.

Abgesehen davon sind sie der sichere Weg zur Niederlage. Täuscht euch nicht! Das halbe Evangelium macht niemandem einen Eindruck. Habt ihr es aufgegeben, den Menschen zu sagen, daß es sich hier um etwas handelt, was nicht von dieser Welt ist, was einen runden Gegensatz gegen die Welt und alles weltliche Wesen einschließt, beschränkt ihr euch darauf, das andre zu verkündigen, was ja auch dazu gehört, daß das Evangelium unser Leben in der Welt reinigt und verklärt — dann könnt ihr ebenso gut ganz einpacken. Diejenigen, die ihr durch solche Zugeständnisse gewinnen wollt, wissen es euch am wenigsten dank. Sagt ihr ihnen dagegen das Evangelium, wie wirs überkommen haben, mit seinen vollen Verheißungen und durchschlagenden Forderungen; spüren sie es euch an, daß es im Grunde eurer Seele ruht und euch schließlich im Denken und Handeln leitet (was wir Pietisten so ausdrücken: Für einen ewigen Kranz mein armes Leben ganz!): ich versichere euch, so wird sich niemand des Eindrucks erwehren, daß hier ist, was kein Mensch erringen, keine Wissenschaft ihm geben kann, was als göttliche Gabe ins Herz kommen muß. Das Evangelium, wo es ohne Abzug und einfältig verkündigt wird, dringt bis in das innerste Herz des Menschen, jedes Menschen, auch und grade dessen, der in moderner Kulturseligkeit dahin lebt. Und wenns auch keine Wirkung für den Augenblick hinterläßt, er hat einen Ton gehört, der ihn unwillkürlich aufhorchen, sein Herz höher schlagen läßt. Vielleicht denkt er einmal wieder daran, wenn ers am nötigsten braucht. Das halbe, das extra für ihn zurecht gemachte Evangelium hört er freundlich an, — er ist ja ein gebildeter Mann; Eindruck macht es ihm nicht, eine Spur hinterläßt es ihm nicht. Und darum wollen wir uns ängstlich hüten, wenn wir der modernen Wissenschaft das Dogma preisgeben, daß doch das Evangelium nichts von seiner Kraft und seinem Salze verliere. Die Kirche kann alles ertragen, sie kann auch durch eine Periode des Konfliktes mit Kultur und Wissenschaft hindurchkommen. Aber sie erträgt es nicht, daß das Evangelium verkürzt wird. Wo das geschieht, hat sie das Spiel endgiltig verloren. Niemand soll daher zwar verkennen, daß das Dogma heute vielfach zum Hindernis geworden. Aber niemand meine, daß das die Hauptsache ist. Man darf es nicht zu stark betonen, darf es nicht übertreiben.

Und andres noch ist zu nennen, was eben davor warnt. Mit dem Dogma ist in der Kirche der Gedanke aufgekommen, daß es für den einfachen Christen gar nicht notwendig sei, alle diese Sätze zu erkennen, zu ergründen und ihnen mit bewußter Einsicht zuzustimmen. Sind doch die Hauptsätze desselben ur-

sprünglich gar nicht für alle gemeint gewesen. Im Kreise der Eingeweihten entstanden, sollten sie eine diesen zugängliche höhere Einsicht ausdrücken. Das hat sich dann freilich auf christlichem Boden kaum einen Augenblick behaupten können. Was göttliche Wahrheit ist, muß nach christlichem Grundsatz für alle sein. So ist auch das Dogma alsbald eine allgemeine Angelegenheit der Kirche geworden. Aber auf andrem Wege hat es sich doch durchgesetzt, daß es nicht jedermanns Ding ist, diesen hohen Gedanken und seinen Unterscheidungen zu folgen. Die Formeln kann sich jeder einprägen. Nur der Eingeweihte, der Theolog, der Liebhaber kann an ihnen einen innerlich angeeigneten geistigen Besitz gewinnen. Für die Mehrzahl bleiben sie heilige Formeln. Nicht am Dogma, sondern am Kultus und an den übrigen Einrichtungen der Kirche entzündet sich ihre Frömmigkeit, dadurch wird sie genährt. Der Glaube beschränkt sich auf die großen Grundzüge der christlichen Gedanken von Gott und Welt. Im übrigen glaubt der einfache Christ, der Laie, was die Kirche glaubt, die Kirche, die seine geistliche Mutter ist, die ihn geboren hat, die ihn mit ihren himmlischen Kräften ernährt und in der Zucht erhält. Das ist der natürliche Zusammenhang des Dogmas, in welchem es entstanden ist und seine Stätte behauptet. Die fides implicita der katholischen Kirche, d. h. eben der Grundsatz, daß es genügt zu glauben, was die Kirche glaubt, ist sein notwendiges Korrelat. Beide gehören wie Zwillingsbrüder zusammen.

Die evangelische Kirche hat diesen Grundsatz verworfen. Sie kennt die Abstufung von Klerikern und Laien nicht, auf welcher er beruht. Trotzdem hat sie das Dogma festgehalten. Und als die lebendige Bewegung der Gemüter, wie sie in der Reformationszeit herrschte, nachzulassen und neben der Heilsverkündigung, die in jenen Tagen ein und alles war, das unbefangen festgehaltene Dogma in der neuen Kirche zu wirken begann, da hat sie folgerichtig den Versuch gemacht, jedem Christen die Kenntnis und Anerkennung des Dogmas, aller seiner einzelnen Sätze zuzumuten. Wir kennen das Resultat. Diese Rechtgläubigkeit wurde zu einem unerträglichen Joch. Der rechte Glaube hatte die Gemüter innerlich befreit und ihnen eine freudige Gewißheit des Heils, des ewigen Lebens vermittelt. Jetzt frugen gewissenhafte Christen — in der Kirche der Heilsgewißheit und des eignen freudigen Glaubens! — ängstlich bei den Theologen an, ob ihr Glaube auch genüge, ob sie alles glaubten, was zu glauben zur Seligkeit notwendig sei.

Dieses Mißverhältnis hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, daß das Dogma sich in den Stürmen der Aufklärungsperiode nicht behauptet hat. Und als das Dogma in unserm Jahrhundert in der evangelischen Kirche wieder zu Ehren kam, hat wohl niemand daran gedacht, die Forderungen der alten Orthodoxie zu erneuern. Es denkt auch heute niemand daran. Man verlangt keine spezifische Rechtgläubigkeit von den Laien. Sie sollen nicht widersprechen; sie sollen die großen christlichen Grundgedanken innerlich anerkennen; aber niemand schiebt es ihnen ins Gewissen, wenn sie im übrigen die heiligen Formeln unangetastet lassen, ohne sich groß darum zu kümmern. Das heißt: sie sollen glauben, was die Kirche glaubt.

Ob das nun in der evangelischen Kirche ein erträglicher Zustand ist, lasse ich vorerst bei Seite. Ich komme gleich darauf zurück. Erwähnt habe ich es zunächst, weil auch darin etwas liegt, was den Konflikt zwischen Dogma und Wissenschaft mildert. Zwar, die Bedeutung hat es für uns nicht wie für die Katholiken, für welche die Beteiligung am Kultus und die Hingabe an die katholische Kirche, d. h. an die universelle Gemeinschaft der Menschen, so sehr die Hauptsache sind, daß das Dogma ganz dahinter zurücktritt. Kann man doch dort Kleriker und vielleicht eine Leuchte der Kirche und Stütze des „Glaubens“ sein, ohne irgend ein inneres Verhältnis zum Dogma zu haben: man läßt es auf sich beruhen, wer wird sich mutwillig in die Gefahr des Zweifels begeben? Vollends der Laie — man denke an das Zentrum und seine Führer — kann sich als Christ und Katholik hervorthun, während es um sein Verhältnis zum Dogma vielleicht äußerst mangelhaft bestellt ist. Dergleichen ist unter uns nicht wohl denkbar, da bei uns die Kirche hinter dem Glauben zurücktritt. Allein, auch unter uns dient die fides implicita*) dem Ausgleich. Der Vertreter der modernen Wissenschaft, der durch seine Lebensführung das Kleinod des evangelischen Glaubens gefunden und zu eigen gewonnen hat, läßt das Dogma getrost auf sich beruhen, weiß seinen Glauben durch innere ethische Motive bestimmt und spürt wenig von einem Konflikt. Ich zweifle nicht, daß es manche giebt, die so stehen. Vielleicht sind gar solche darunter, die an ihrem Teile sich dagegen erklären würden, etwas an der heiligen Ueberlieferung der Kirche, am Dogma zu ändern. Denn wenn sie auch mit dem Verstande kein Verhältnis dazu haben, so weigert sich doch das religiöse Gemüt der Neuerungen. Jedenfalls findet, wer dem Glauben innerlich nahe getreten, in der fides implicita ein bequemes Mittel, dem Konflikt zu entgehen.

Und mancherlei andres wirkt in demselben Sinne. Da ist die Philosophie, d. h. das freie Denken, welches nicht, wie das Erkennen in der positiven Wissenschaft, streng durch den Gegenstand gebunden ist. Dieses philosophische Denken ist niemals bloß von den Resultaten der Wissenschaft abhängig. Die Philosophie horcht — und mit Recht — ebensowohl auf die Forderungen des Gewissens, auf die Postulate des Gemüts. Dazu ist der Schatz ihrer Ueberlieferungen ein großer. Es ist dem gescheidten Manne immer möglich, etwas zu finden, was ihn über den Konflikt hinwegbringt, wenn ihm beides, die moderne Wissenschaft und der christliche Glaube, zur innern Notwendigkeit geworden ist. Etwas der Art mag genannt werden, was den Menschen am nächsten zu liegen scheint und von vielen geübt wird. Man setzt das verständige Räsonnement so weit fort, als die Kraft des Verstandes trägt oder zu tragen scheint. Kommt dann der Punkt, wo seine Mittel versagen, wo die Sicherheit des Erkennens aufhört, so macht man nun den Sprung ins Ueberschwängliche, wo kein Wissen mehr möglich ist, wo der „Glaube“ an die Stelle treten muß. Ist es doch klar, daß der beschränkte Mensch nicht das All der Dinge mit seinem Verstande zu umspannen fähig ist. Beweist doch das Gemüt, daß die Wahrheit größer ist als unser Verstand. Und nun läßt man sich in dieser Sphäre von der heiligen Ueberlieferung der Kirche leiten. Der leere Wechsel wird unterschrieben, die Kirche füllt ihn mit dem Dogma aus. Ersteres geschieht mit voller Klarheit eines nüchternen, seine Grenzen erkennenden Verstandes; letzterm stimmt man von Herzen zu, durch Erwägungen geleitet, die teils dem frommen Gemüt entspringen, teils auch wieder das Ergebnis verständigen Denkens sind. Das Dogma selbst weist auf ein solches Verfahren hin, indem es die vernünftigen und die über die Vernunft hinausragenden Lehren des Christentums unterscheiden lehrt. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß ungezählte ernsthafte Christen zu allen Zeiten sich auf diesem Wege mit dem Dogma zurechtgefunden haben, daß es auch unter uns heute viele giebt, die ihn betreten.

Aber was heißt dies alles? Wider das Dogma wollten wir zunächst schreiben. Wir gaben Dreyer Recht darin, daß das Dogma sich der Kirche heute als ein Hindernis in der Erfüllung ihrer Aufgabe erweist. Und nun lautet, was entwickelt worden, als handelte es sich darum, für das Dogma einzutreten und zu zeigen, daß wer nur will, ganz gut damit auszukommen vermag!

Indessen, das ist die Meinung nicht. Wir stehen zu dem Satze, von dem wir ausgegangen. Alles Gesagte sollte nur dazu dienen, ihn auf das rechte Maß einzuschränken und zu betonen: der Schade liegt schließlich doch tiefer. Wir dürfen uns nicht einreden, wenn wir das Dogma bei Seite gethan, so wäre die Hauptsache erreicht. Wer ernstlich glauben will, wird daran unter uns durch das Dogma nicht gehindert. Es sind Mittel und Wege genug vorhanden, sich mit demselben abzufinden.

Aber freilich ist nun der eben geschilderte Stand der Dinge, die Stellung, welche das Dogma — der kirchliche Ausdruck der

*) Wir müssen der Kürze und seiner Geschichte halber diesen klassischen lateinischen Ausdruck beibehalten. Die fides implicita ist also der nicht persönlich ausgeübte, sondern von der Kirche für ihre Glieder mit geleistete Glaube. Auf evangelischem Boden schon seinem Begriffe nach ein Unding.

christlichen Wahrheit — dabei eingeräumt erhält, ganz gewiß nicht der wünschenswerte. Und nicht minder bleibt es dabei, daß der Konflikt zwischen dem Dogma und der modernen Wissenschaft Christentum und Kirche in der Gegenwart schädigt. Ueber ersteres zunächst ein paar Worte.

Soll, darf es wirklich in der evangelischen Kirche bei der fides implicita sein Bewenden haben? Heißt das nicht darauf verzichten, daß das Christentum das volle Eigentum der ganzen Gemeinde werde? Und doch sehe ich nicht anders, als daß es so sein muß, wenn wir einfach beim Dogma bleiben. Ihr könnt dieses Dogma nicht zu etwas anderem machen, als was es ist. Und es ist nun einmal eine geistige Größe, zu der man mit dem Verstande im einzelnen Stellung nehmen muß, die nur auf diesem Wege zum innern Eigentum des Menschen werden kann. Ebenso wenig könnt ihrs ändern, daß dieser Weg den meisten verschlossen ist. Was bleibt dann aber anders übrig als die fides implicita? Und welches ist thatsächlich der Stand der Dinge unter uns, auf die Gemeinde im ganzen gesehn? Die „Grundzüge der bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre", wie sie vor einigen Jahren in einer verbreiteten Kirchenzeitung von kundiger Hand gezeichnet wurden,*) bewiesen sie nicht deutlich, daß die fides implicita den weitesten Spielraum hat? Weiß nicht jeder praktische Geistliche davon zu sagen? Das Dogma ist eine heilige, unantastbare Größe, mit aller Scheu und Ehrfurcht zu betrachten, aber etwas, was sich für den täglichen Gebrauch nicht eignet. Einen Kultus, der diesen Mangel ergänzte, haben wir nicht. Von einer Kirche vollends, in der zu leben und zu atmen ohne weiteres als eine Beteiligung am Christentume erscheint, von einer solchen Kirche als einer machtvollen, den einzelnen umgebenden und tragenden Wirklichkeit ist unter uns keine Rede. Ist das aber ein wünschenswerter Zustand in unsrer Kirche? Wollt, könnt ihr Orthodoxen euch dabei beruhigen? Sicherlich nicht, wenn ihr seid, was ihr heißt. Denn die Orthodoxie im idealen Sinne des Worts fordert doch, daß die ganze Wahrheit Gottes allen zugänglich werde, daß der rechte Glaube in allen erwachse, daß eine unerschütterliche Gewißheit des uns geschenkten Gutes der ewigen Wahrheit für jeden erreichbar sei. Die evangelische Orthodoxie und die Anerkennung einer fides implicita sind Gegensätze, die sich ausschließen. Wer orthodox ist, muß diese bekämpfen. Stellt sie sich nun doch im Gefolge des Dogmas nicht zufällig, sondern notwendig ein, so liegt in dem gegen das Dogma gerichteten Urteil etwas, was gerade auch dem wirklich Orthodoxen zugänglich sein muß. Was wir wider das Dogma geltend zu machen haben, ist vor allem ein innerkirchliches Bedenken. Es hemmt die Durchführung der reformatorischen Ideale vom Glauben, von der reinen Lehre nach Gottes Wort als dem vornehmsten Schatze der Kirche, von der Aufhebung jedes Unterschiedes zwischen Klerus und Gemeinde.

Und dazu kommt dann das andre, der Konflikt mit der modernen Wissenschaft. Er hängt, wie leicht erhellt, mit dem eben genannten eng zusammen. Denn was die fides implicita zur unentbehrlichen Begleiterin des Dogmas macht, ist nichts andres, als daß die christliche Wahrheit sich in demselben vorzugsweise an den Verstand wendet und daß es dann doch nicht jedermanns Ding ist, dem zu folgen. Eben dieses selbe, ihre Ausprägung in wissenschaftlichen Formen, ist es aber, was sie in der Gestalt des Dogmas mit der modernen Wissenschaft in Widerstreit bringt. Die Wissenschaft, welche das Dogma erzeugt hat, ist eine andre als die heutige, ja zum Teil eine entgegengesetzte. Was das Christentum als die Wahrheit verkündigt, wird im Dogma als ein System wissenschaftlicher Erkenntnis vorgetragen. So gefaßt kann es nicht etwa indirekt mit der heutigen Wissenschaft ausgeglichen werden. Es tritt ihr auf ihrem eignen Gebiete entgegen. Daher muß ein direkter Ausgleich gesucht, eine Vereinigung von Dogma und Wissenschaft angestrebt werden. Und wenn die beiden nun eben gänzlich andrer, ja entgegengesetzter Art sind, so daß kein Ausgleich gefunden, daß keine Vereinigung erreicht werden kann, so bleibt es beim Widerspruch, d. h. es bleibt dabei, daß die Jünger der Wissenschaft am Dogma als an etwas vorübergehn, das veraltet und überwunden ist, das sie nichts mehr angeht. Wenn aber am Dogma, dann nur gar zu leicht an der christlichen Wahrheit, am Christentume selbst.

*) Auch als Buch erschienen: Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Gotha, Schlößmann 1885. 446 S. Ein merkwürdiges Buch; wir kommen wohl einmal näher darauf zu reden.
D H

Und das ist die Lage, in der wir uns befinden, wie anfangs hervorgehoben wurde. Was wir uns als mögliche Mittel des Ausgleichs vorhielten, sind lauter Palliativmittel, auf individuelle Bedingungen und persönliche Lebensführung gestellt, d. h. sie sind alles andre als ein aus der Sache herausgeborener Ausgleich, sind nichts, was allgemeine Regel sein oder werden könnte. Die Regel bleibt das eben Geschilderte, der Konflikt, der so viele über das Christentum zur Tagesordnung gehen läßt.

Nun ist das Christentum nichtsdestoweniger das eine, was Not thut, die Wahrheit, die selig macht, die Wahrheit, die niemand entbehren kann, der in dieser modernen Welt zu einem solchen Abschluß seines geistigen Lebens gelangen will, wie er dem übrigen Inhalt desselben entspricht. Daß es dergestalt mit der Wissenschaft in Konflikt gerät, von der niemand leugnen wird, daß sie eben in ihrer heutigen Gestalt zu den wichtigsten Faktoren des modernen geistigen Lebens gehört — das bedeutet nichts Geringeres, als daß ein Riß durch unsre Kultur, durch unser ganzes Geistesleben geht. Die wichtigste Frage ist eben immer die, wie wir unsre wissenschaftliche Erkenntnis, unsre sittlichen Grundsätze und unsern religiösen Glauben mit einander in Einklang setzen. Giebt es darauf keine einheitliche und befriedigende Antwort, sehen wir uns in diesen wichtigsten Sphären des innern Lebens in entgegengesetzte Richtungen gezogen, dann ist das Leben nicht gesund, dann müssen wir mit allen Kräften die vermißte Einheit herstellen, den verlorenen Einklang suchen. Und das kann hier nur dadurch erreicht werden, daß wir das Dogma aufgeben, welches den Zwiespalt erzeugt und die Einheit unmöglich macht.

Oder sollen wir uns auf das besinnen, was die heilige Schrift von der Weisheit dieser Welt sagt? Sollen wir uns dem Widerspruch der Wissenschaft gegenüber darauf zurückziehen, daß die weltliche Weisheit Gott nicht zu finden vermag, während doch die göttliche Thorheit weiser ist als alles, was die Menschen Weisheit nennen? Ja, wenn die Wissenschaft unsern Glauben antastet, dann ist solche trotzige Gegenrede und nur sie am Platze. Oder wie es richtiger lautet, so weit die Wissenschaft den christlichen Glauben bestreitet, beziehungsweise bei Seite schiebt, so weit können wir nichts andres erwidern, können keine Zugeständnisse machen, können uns nur mit voller Zuversicht in die unüberwindliche Burg des Glaubens zurückziehen. Wir thun es in der Gewißheit, daß wir damit die höchsten Güter auch der Angreifer selbst, so weit sie ernsten Sinnes sind, verteidigen und wider sie ihre eigne Sache, weil die Sache der Menschheit, führen. Aber das Dogma — nein, das Dogma können wir auf diese Weise nicht verteidigen.

Es wird uns schon dadurch verboten, daß es dem innern Leben der evangelischen Kirche nicht dient, indem und weil es die fides implicita in seinem Gefolge hat. Vollends wird es ausgeschlossen durch die geschichtliche Erkenntnis des Dogmas, die selber zum unverlierbaren geistigen Erwerbe der modernen Wissenschaft gehört, an welchem auch die Theologie, so weit sie geschichtliche Wissenschaft ist, Anteil hat. Denn was sagt uns diese von der Entstehung des Dogmas? Daß es nicht als ein reiner Ausdruck des Glaubens, sondern aus der Wechselwirkung des Glaubens mit der Wissenschaft, nur eben der einer frühern Zeit entstanden ist. Dasselbe Bedürfnis, welches wir jetzt vertreten, indem wir die Notwendigkeit des Einklangs zwischen Wissenschaft und Glaube befürworten, eben dies und kein andres Bedürfnis hat zur Entstehung des Dogmas geführt. Indem die Träger und Führer des geistigen Lebens der alten Welt in den ersten Jahrhunderten der Kirche den Glauben annahmen und sich den Glauben, wie notwendig war, mit ihren geistigen Mitteln zurechtlegten und aneigneten, haben sie das Dogma erzeugt. Oder denn: sie haben, indem sie es thaten, den Grund gelegt, auf welchem sich in der Kirche das Dogma weiter entwickelt hat. Aber dann geht es

wahrlich nicht an, das Dogma gegen die Ansprüche der Wissenschaft sicher zu stellen, indem man es in die Burg des Glaubens rettet. Das heißt mit dem nämlichen Atemzuge selber thun, was man leugnet und bestreitet; es heißt, im Interesse einer veralteten Wissenschaft die heute wirklich lebendige Wissenschaft proskribiren und dadurch den Glauben nicht retten, sondern aufs tiefste schädigen.

Und ihr, die ihr es thut, sagt doch nicht, daß ihr ja auch den veränderten Bedingungen und den geistigen Interessen der Gegenwart Rechnung tragt, daß es euch nicht einfalle, auf dem Buchstaben zu bestehen, daß ihr geschäftig seid, veraltete Schnörkel zu beseitigen und das alte Gemäuer für die Gegenwart wohnlich herzurichten. Denn was ihr der Art in guter Meinung leistet, fällt unter das Gericht, welches Dreyer über die Theorien der „Vermittler" hält. Es genügt nach keiner von beiden Seiten. Es sind die alten Formen und Formeln ohne die alte Zuversicht und Kraft. Damit wird kein Vertreter der modernen Wissenschaft gewonnen. Und dagegen empört sich jeder, der die ideale Forderung der Orthodoxie einmal in sich selbst erlebt hat und nichts von ihr ablassen kann.

Es ist daher nicht anders, es bleibt dabei, der Widerstreit ist da. Und es giebt kein andres Mittel, ihn aus der Welt zu schaffen, als indem *das Dogma als solches aufgegeben wird*. Deshalb müssen wir uns mit Dreyer *wider das Dogma* erklären. J K

Geistliches Verständnis Shakespeares bei Robertson

1. Wie Robertson seine Dichter las

Es erfüllt einen hauptsächlichen Punkt des Programms, mit dem die Christliche Welt den Gebildeten in der Kirche dienen will, wenn wir die Verbindungslinien ziehen zwischen den Gebieten, in denen ihre Gesinnungsbildung auf den höhern Schulen ihren Schwerpunkt hatte, und dem Leben der Kirche, in das wir sie zurückführen, in dem wir sie ein volleres Heimatgefühl gewinnen lassen möchten. Wenn wir die neuere Entwicklung unsres Erziehungswesens nicht mit bloßer Bekümmernis und verzagter Resignation, sondern mit Beimischung warmer Sympathie und der Hoffnung betrachten, daß darin viel eingehülltes Christentum mitgeteilt und mitwirksam wird, das der Ernst des Lebens und lebensvolle Predigt des Evangeliums entwickeln kann — so beruht diese hoffnungsvolle und bildungsfreundliche Auffassung auf einer tiefen Ueberzeugung von der religiösen Bedeutung unsrer Dichter, zumal *Shakespeares*. Welche Bedeutung und Verwertung im geistlichen Leben sie gewinnen können, zeigt uns vielleicht nichts so einleuchtend wie die Lektüre von *F. W. Robertsons Leben und Briefen*.*)

Unsre Leser und Leserinnen — und beide gleichmäßig — werden sich daran gewöhnen müssen, immer wieder auf diese einzigartige Lektüre hingewiesen zu werden. Denn es ist unsre feste Ueberzeugung, daß sie ein Bildungs- und Gesundungsmittel unübertrefflicher Art ist, weil sie einem Krebsschaden unsrer modernen Selbstbildung begegnet: dem zerstreuten, oberflächlichen, naschenden Herumlesen in allerlei Tageserzeugnissen, zur bloßen Orientirung oder gar nur Erholung für den Tag. Wir freuen uns ja, in einem „praktischen" Zeitalter zu leben, wo Alles, Predigten, Bücher, Journale auf ihre Wirksamkeit und alle Gedanken auf ihre Brauchbarkeit geprüft, wo die Ideen aus ihrer abstrakten Höhe über den realen Nöten des Lebens heruntergeholt und gezwungen werden, sich herunterzuhalten zu den Niedrigen. Allein ist nicht allmählich der Begriff des „Praktischen" gar zu eng und banausisch geworden? zu einseitig mit direktem Eingreifen gleichgestellt? Leidet darunter nicht oft Gründlichkeit, Tiefe, innere Treue des Handelns, unter der Angst vor Abstraktion und Prinzipienreiterei die sittliche Konsequenz und Gesetzmäßigkeit? Uns dünkt, die wahre, gesunde und nachhaltige Praxis komme aus dem Herzen, aus Gesinnung und Ueberzeugung, die in der Tiefe eines in Gott verborgnen und mit Gott ringenden Gemüts gebildet ward, sie komme nicht direkt, sondern auf scheinbarem Umwege aus dem Vielen der Erscheinung, durch das Eine, das vor Gott Realität hat, zu stande. Und für solche Praxis, die nach Christi Sinn von innen herauswächst, bedarf es der tiefen, nachhaltigen Gedankenzucht, die sich Zeit läßt, zur Sammlung die Stille sucht und zunächst auf ein Eingreifen verzichtet, bis Zeit und Weg klar vor ihr liegt. Meditation ist und bleibt der Keimboden einer praktischen Lebensführung. Es liegt ein tiefer Sinn in dem Zug des Gleichnisses vom Schatz im Acker: nachdem er ihn gefunden, verbarg er ihn wieder, bis er verkauft hatte alles, was er hatte, und den Schatz erwerben konnte.

Nicht zu dem, was man gemeinhin „praktisch" nennt, sondern zu dieser tiefern, gediegnen Praxis eines Handelns aus klaren Ueberzeugungen und Gedanken wird Robertson jeden erziehen, der ihm die Zeit läßt, auf ihn zu wirken. „Sein Leben und seine Briefe" fordern allerdings Zeit, Sammlung, innere Arbeit, ja auch schmerzliches Ringen; aber dies eine Buch wiegt dann auch alle Tageslektüre auf an nachhaltiger Wirkung; denn die Gedankenzucht dieses Mannes war eine gewaltige, tiefbeschämende. Seine sittliche Reinheit und Einfalt, sein leidenschaftliches Empfinden für Recht und Unrecht, verbunden mit einem einzigen Bedürfnis intellektueller Klarheit, führte ihn zu einer strengen Disziplin des Denkens, die nie mit Andeutungen oder ungefähren Kenntnissen sich begnügte, volle Herrschaft über die Vielheit und Verworrenheit des Erlebten und Gelesenen erzwang. Er liebte aber Klarheit im Ausdruck wie im Gedanken, und die Energie seiner Sprache ist ein getreuer Spiegel seiner großen und tiefen Leidenschaft im Denken über die Welt des sittlichen Lebens. So überrascht denn in seinen Briefen wie in seinen Predigten neben der logischen Geschlossenheit die poetische Einheit ihrer abgeklärten Stimmung und harmonischen Ausdrucksweise. Jener Drang nach Klarheit und diese Leidenschaft der Empfindung; jene Energie des Denkens und diese Treue des Ausdrucks, mit Einem die charaktervolle Uebereinstimmung des innerlichsten und des thatkräftigsten Lebens — das, hoffen wir, wird diesen einzigen Typus des besten englischen Wesens noch zum gesegneten Lehrer vieler unsrer Leser machen; wir kennen wahrlich schon Viele, die mit uns der Erziehung dieses reichen Geistes ihr Bestes: sichere Methode im Suchen nach der Wahrheit, die man thun kann, verdanken!

Möchten wir zunächst von ihm selber das rechte Lesen lernen: Er warnt (S. 249 f.) vor dem verflachenden Viellesen, zumal der Zeitschriften:

> Besser solch ein Buch gar nicht lesen als es durchfliegen! Ich studire jetzt ein kleines, populäres Buch über Chemie, das 160 Seiten stark ist, und während 14 Tagen las ich wenig andres; dafür könnte ich aber auch ein Examen bestehn über jedes darin niedergelegte Gesetz und Prinzip. Fawnes „Manual der Chemie", ein kleines Oktavbuch, wird mich sechs Monate kosten; allein ein Mediziner sagte mir auch: wenn Sie es in dieser Weise studiren, werden Sie in der Zeit mehr von Chemie lernen, als neun unter zehn unsrer hiesigen Mediziner .... Ich habe nur einen oder zwei schnelle Leser vieler Bücher gekannt, deren Kenntnisse etwas wert waren .... Mädchen lesen zu viel und denken zu wenig. Ich will dafür einstehen, daß es wenig Mädchen von achtzehn Jahren giebt, die nicht mehr Bücher gelesen hätten als ich, und was religiöse Bücher betrifft, könnte ich in zwei Minuten alle an den Fingern herzählen, die ich gelesen habe: aber sie sind mein geworden .... Vielerlei Lesen schwächt den Geist mehr als Nichtsthun, denn es wird zuletzt zu einer Notwendigkeit wie das Rauchen und dient dem Geist als Entschuldigung zum Schlummern, indes ihm Gedanken eingegossen werden und durchlaufen wie klares Wasser über unsichtbaren Kies, auf dem nicht einmal Moos wächst. Es ist die faulste aller Faulheiten und sie schwächt mehr als alle übrigen ... Ich weiß, was Lesen heißt, denn in frühern Zeiten konnte ich es und habe es gethan. Ich las gründlich oder gar nicht; schöpfte nie nur oben ab, wandte mich nie bloßer Unterhaltungslektüre zu, und Plato, Aristoteles ... sind gleich den eisenhaltigen Bestandteilen des Blutes in meine geistige Konstitution übergegangen.

Man möchte durch die Fülle von Reminiszenzen in seinen Briefen versucht sein, an seinem Wenigelesen zu zweifeln, wenn nicht gerade dies ungesuchte Auftauchen derselben, wo sie in kämpfende Gedanken Licht und Ordnung bringen, das Gegenteil bewiese: eine Lektüre, die sich Zeit gelassen zum Erleben, zum völligen Sichaneignen des Gelesenen.

Eben dies Verweben des Lebens und Lesens zeichnet vor

*) Im Folgenden wird teils nach dem englischen Original von *Stopford Brooke* (p.), teils nach der bereits öfter in diesen Blättern empfohlnen, bei Perthes in Gotha erschienenen deutschen Bearbeitung (S.) zitirt.

allem seine Zitate aus den Dichtern, besonders Shakespeare aus. Er besaß eine staunenswerte Belesenheit und Gegenwärtigkeit der dichterischen Gestalten und Sentenzen, obwohl, oder gerade weil er damit zufrieden war, verhältnismäßig wenige gelesen zu haben. Und wir sind gewiß, daß das Ziel unsres deutschen Unterrichts und unsrer ästhetischen Erziehung: das Leben in und aus den lebendigen Anschauungen der klassischen Welt, gerade darum so wenig erreicht und statt dessen die Halbheit oberflächlichen Bildungsphilisteriums, mit welcher die Unkenntnis der Grenzen dieser Anschauungen und die Gleichgültigkeit gegen die christliche Gedankenwelt Hand in Hand gehen, anerzogen wird, weil wir nicht an ein gründliches, nacherlebendes und selbst erlebendes, an den Lebenserfahrungen kontrollirendes Lesen der Dichter in kleinen Mengen gewöhnen. Das Viellesen von Romanen und Gedichten, noch mehr das Vielsehen von Schauspielen betrügt nicht bloß um den starken Eindruck des einzelnen Gelesenen, sondern bewirkt am Ende eine Verfeinerung und Uebersättigung der Empfindung und der Kritik, die gerade der Wirksamkeit der Dichtung auf das Leben tötlich ist. Von dieser Gefahr handelt Robertson einmal (p. 137) vortrefflich, wenn auch etwas einseitig:

Natürlich ist es klar, daß diese Verfeinerung des Gefühls es unwirklich macht — untüchtig macht für die Betrachtung des Schrecklichen und Erschütternden im wirklichen Leben —, die mimische Bewegung, die nutzlos ist, eine bloß künstliche Erregung, der wahren, echten unterschiebt, welche der Schöpfer uns in die Brust gelegt hat für solche Erlebnisse mit dem bestimmten Zweck, zur That zu leiten, Teilnahme zu erwecken, gegen Gefahr abzuhärten u. s. w. Eine Person, die übersättigt ist durch hochspannende Szenen von Romanen (oder Tragödien), wird notwendigerweise zurückschrecken vor ähnlichen Szenen im wirklichen Leben, weil sie im Spiel all die Aufregung hatte ohne die Pein, und wird sich den Gelegenheiten entziehen, wo Aufregung nicht zu haben ist ohne Pein. Und so jemand wird sicher umsonst gesucht werden, wo wahres Gefühl begehrt wird zu praktischem Gebrauch, weil seine Gefühle die Gewohnheit angenommen haben sich erregen zu lassen, ohne zur Auswirkung getrieben zu werden. Man hat diese Gewohnheit dem Nichtwirklichen gegenüber gewonnen und wird sie behalten der Wirklichkeit gegenüber. Solche Leute regen sich auf beim Anblick von Mißgeschick oder Schmerz; aber sie sind nie dazu erzogen, rasch zur That des Mitleidens und des Tröstens überzugehn, und infolgedessen erscheinen sie und werden angeschaut als kalt und fühllos mitten unter Andrer Anfechtungen, über die sie geweint haben im Roman . . . Es ist mir zweifellos, daß auf diese Weise alles solches Lesen der Gesamtheit schädlich ist; denn alle Gefühle, über die wir verfügen, bedürfen wir zum Handeln.

Robertson selbst entging dieser Gefahr, wenn auch nicht der andern, sich an dem Kampfe der allzu feinen Empfindlichkeit mit der Rauheit des Gemeinschaftslebens innerlich aufzureiben. Er lebte ganz in dem, was er las, war zu Hause in der Welt der Dichtung; aber wenn man ihn charakterisirt hat als eine Natur, „für welche die Poesie des Denkens und der Empfindung fast mehr Realität besaß als die Welt der Wirklichkeiten,“ so ist das mindestens mißverständlich in einem Sinne, der dem Engländer am wenigsten entsprechend wäre. Er trennte nie Dichtung und Wahrheit, Phantasie und Wirklichkeit in einer abstrakten Weise: er schaute dichterische Gestalten und ideale Auffassungen hinein ins wirkliche Leben, und dessen empirische Psychologie war ihm Maß und unbewußter Trieb des poetischen Gestaltens. Er las Shakespeare, Wordsworth, Tennyson, Coleridge, um „über echt männliche Anschauungen zu sinnen, statt über theologische Zerrbilder der Menschheit“ (S. 242). Bei solcher Lektüre, wie wenn er aufs Land hinausging oder in der Chemie pfuschte, kam zu Zeiten über ihn „wie das hehre Gefühl einer Gegenwart, der gegenüber alles innere Alleinsein keiner Erwähnung mehr wert ist.“ Bei solcher tiefen, gesammelten, ja andächtigen Versenkung in ein Dichtwerk überrascht nicht mehr die Aeußerung (S. 241):

Ich bilde mir ein, die Tiefe und Art eines Charakters müsse nach seinem Lieblingsdichter zu bemessen sein, wie an einem Nilometer, der des Flusses Tiefe an verschiednen Stellen bezeichnet.

Wir wundern uns nicht mehr über die einzig schlagende, überraschende und überzeugende Art, wie er Reminiszenzen aus Shakespeare, Milton, Wordsworth, nicht minder aus unsern großen deutschen Dichtern, die er lange neben sich liegen hatte, in seine tiefsinnigen psychologisch-ethischen Betrachtungen verwebt; sie tauchen zugleich mit den Reflexionen in seinem Bewußtsein auf und decken stets genau das, was er als Resultat der Ueberlegung giebt; sie sind kein Schmuck, sondern — wie selten bei unsern deutschen Aufsätzen! — eine wesentliche Förderung des Gedankenfortschritts. So eben sollte man Dichtung in sich aufnehmen — man kann es nur in kleinen Portionen! — wie es von Robertson berichtet wird:

Er gestattete jedem Stück, seinen eignen Eindruck auf ihn zu machen. Zartheit der Leidenschaft und Feinheit der Empfindung machten diesen Eindruck unauslöschlich. Indem er so sein Herz passiv der Aufnahme der Eindrücke darbieten konnte, hatte er es in der Gewalt, vielerlei verschiedne Gedanken aus demselben Stück irgend einer Poesie zu gewinnen, und diese Verschiedenheit hing ab von dem zeitweiligen Stande seiner Gesundheit oder Stimmung. Ueber die Eindrücke und Ideen, die er so empfing, wurde er dann Herr, und benutzte sie, wie es ihm gefiel. (p. 105.)

Er löste nämlich allmählich sich selbst mit seinem bereits gefestigten Besitz von dem passiv hinzugenommenen neuen Eindrucke, ließ die Reflexion und Kritik darüber hingehen und den alten Besitz mit der neuen Erfahrung zum Ausgleich bringen; so konnte er dann mit Freiheit darauf zurückblicken und aus dem neuen Erwerb für eine erweiterte alte Ueberzeugung sichere Beweise schöpfen: das Dichterwort, die poetische Schöpfung war ihm Eigentum geworden, Erlebnis, organisches Glied der Gesamtauffassung.

Aehnlich wird eine lebendige Schriftwahrheit geboren, und wie Robertsons originelle Auffassung der altbekannten Schriftworte über diese selbst wie auf das christliche Leben ein neues, überraschendes Licht verbreitete, so förderte seine ganz ursprüngliche, starke Weise, bekannte Dichtungen in ihrem innersten Triebe auf sich wirken zu lassen, ungeahnte Schätze der Lebensweisheit zu Tage, die ebenso reif gedacht wie konkret gestaltet sind.

Wir belauschen einmal die Geburtsstunde solcher Bereicherung der Lebenswahrheit durch das Leben in der Dichtung (p. 191):

Ich las oder vielmehr studirte „Macbeth“ die letzte Nacht hindurch, blieb lange auf und fühlte nie zuvor halb so feine Schönheit im Unterschiede von Kraft.

Macready giebt jetzt seine Abschiedsvorstellungen, und heute Abend wird Macbeth aufgeführt. Ich fühlte mich seltsam versucht hinzugehn. Macready hat in edler Weise gesucht, die Bühne von allen ihren Uebeln zu säubern, und Shakespeare steht über den starken Einwendungen, die ich gegen jede Darstellung habe, die lediglich gefährliche Empfindungen ausdrückt in ihrer Stärke. Ein Freund hatte Plätze genommen, und ich war entschlossen nicht hinzugehen — dennoch fühlte ich mich am Abend stark versucht dazu. Die Mordszene ward mir so lebendig, daß ich thatsächlich das Gefühl eines Schauers verspürte, der mich durchrieselte, als ich die Treppe hinaufstieg in dem stillen Haus, und vor Beschämung darüber noch einmal hinunter durch die dunkeln Gänge mußte, um mich zu überzeugen, daß ich kein Kind sei, das vor Gespenstern bebt. Die Thränen fühlt' ich mir in die Augen schießen bei der edeln Szene, wo Macduffs Treue gegen Ehre und Güte von Malcolm auf die Probe gestellt wird. Macduffs Ausbruch der Verzweiflung, als er entdeckt, daß der Fürst, dem sein ganzes Herz gehuldigt hatte, dieser Ehrfurcht, wie er vermutet, unwert ist, ergriff mich derart, daß mein Herz mir zu weit schien. Bei dem schönen Vers (Akt 4, Szene 3) — wert zu herrschen? nein, nicht zu leben! — und hernach, wo Macduff den Mann, den er haßt mit edelm Zorn, endlich in seines Schwertes Bereich sieht, — da hätte ich beinahe laut aufgeschrien. Es war mir, als ob ein sichrer Schwertstoß in das Herz eines Schurken das maßloseste Vergnügen sein müßte, das die Erde gewähren kann — das einzige, um dessentwillen es sich für Macduff und seinesgleichen zu leben lohnt.

Für beide Abende — „Othello“ und „Macbeth“ waren Plätze genommen — aber ich wagte mich nicht hin.

Ich habe in letzter Zeit versucht, mein äußeres Leben etwas befriedigender zu ordnen — meine Papiere, mein Studirzimmer, meine Stunden, um dem innern Leben die schwache Möglichkeit zu gewähren, Gestalt zu gewinnen. Das Aeußre haben wir wenigstens in unsrer Gewalt — ob auch das Innre, weiß ich nicht; aber das eine wirkt auf das andre, und es ist Pflicht wenigstens alles zu thun, was möglich ist. Der beinahe allwissende Shakespeare sagt, antwortend auf Macbeths:

Kannst du ein krankes
Gemüt von seinem Grame nicht befrein,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewußtsein
Nicht aus der Seele heilend ziehn, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirnes glätten,
Nicht sonst mit irgend einem süßen Mohn
Den Kampf auflösen, der das Herz erstickt? . . .
Arzt: Darin muß jeder Kranke selbst sich raten!

Darauf erwidert Macbeth:

Kommt! meine Rüstung! gebt mir meinen Stab!

und entschließt sich weise zu gegenwärtiger That.

Dies eine Probe, wie Robertson die Dichtung erlebte

und das Leben in der Dichtung klärte. So allein kann Dichtung, so allein schöne Literatur ihren höchsten erziehenden Zweck erfüllen; so allein gewinnt die sehr reichliche Beschäftigung unsrer Jugend mit Poesie und Theater ihre vielfach überschätzte Bedeutung für die Gesinnungsbildung der Heranwachsenden; so allein hört das übertriebene Lesen von Romanen und die beliebte Unterhaltung am Theetisch über Schauspiel (Spiel mehr noch als Dichtung) auf, eine gefährliche Nascherei, ein bloßer Kitzel der Phantasie, eine bloße Renommage zu sein, wird würdig, eine Rolle zu spielen im Leben eines ernsthaften, durchgebildeten Menschen — wenn also mit maßvoller Beschränkung lebendige Eindrücke in Gemüt und Denken aufgenommen und mit treuer Energie zu eignen Erlebnissen und innern Erfahrungen umgesetzt, Nahrung geben dem tiefen Drange nach Klarheit und Ordnung des Bildes, das wir vom Wesen des Lebens und der Individuen uns machen, von dem aus wir dann aufs Leben und auf die Menschen einwirken. Das macht dies Leben in der Dichtung, je gesammelter und abgeschiedener es ist, umso praktischer, wirksamer; Robertson wenigstens trifft seinen Dichter stets, wenn er zu praktischer That die stille, ordnende Vorarbeit macht.

O B

Russische Briefe

1

Einen wertvollen Beitrag zum Verständnisse des gegenwärtig alle protestantischen Herzen tief bewegenden Kampfes um den Fortbestand der evangelisch-lutherischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen und um die Bewahrung der Glaubens- und Gewissensfreiheit daselbst bieten folgende Briefe eines längere Zeit hindurch im russischen Staatsdienste thätig gewesenen Juristen dar. Er knüpft seine Mitteilungen an die von uns im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift, Seite 39 f., gegebene kurze Uebersicht über die kaiserlich russische Gesetzgebung zum Schutze der griechisch-orthodoxen Staatskirche (Swod, Strafgesetzbuch, Artikel 187—195; 1575 und 1576; 196—206; 207—209; russisches Familienrecht, 1. Teil, 10. Band des Reichsgesetzes, enthaltend das Privatrecht, Artikel 67—69), deren Inhalt wir dort kurz in die beiden Hauptsätze zusammenfaßten: 1. Angehörige der griechisch-orthodoxen Kirche bleiben unabänderlich an dieselbe gebunden — ein Austritt ist völlig unmöglich, und 2. Kinder aus gemischten Ehen, wo ein Teil der griechisch-orthodoxen Kirche angehört, dürfen nur in letzterer getauft und erzogen werden. Unser Gewährsmann nun, ein Deutsch-Russe, aus innerster Ueberzeugung evangelisch gesinnt, dabei aber zugleich dem russischen Staatsgedanken treu ergeben, schreibt hierzu folgendes:

So unglaublich es auch Fremden und Uneingeweihten klingen mag, so ist es doch wahr, daß die Beeinflussung der Glaubens- und Gewissensfreiheit in den baltischen Provinzen durch die orthodoxe Staatskirche nicht aus religiösem Eifer, aus Unduldsamkeit und Fanatismus geschieht. Davon findet man bei dem echten, normal denkenden Russen keine Spur; derselbe ist höchst verträglichen, gutmütigen, indolenten Charakters, lebt selbst und läßt auch andre leben; mit einem Russen kann man, sozusagen, in einem Sacke leben. Der Mangel an Glaubens- und Gewissensfreiheit entspringt aus ganz andern Gründen.

Die orthodoxe Kirche nämlich ist nicht bloß die in Rußland herrschende Staatskirche, wie z. B. die römisch-katholische in Oesterreich und Frankreich, sondern sie ist mit dem russischen Staate organisch verwachsen. Der Zar, der Selbstherrscher aller Reußen, ist zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt, nicht in dem Sinne nur, wie in protestantischen Ländern der Landesherr, selbst wenn er andrer Konfession ist, das Oberhaupt, der Schutzherr der lutherischen Kirche ist; nein, der russische Zar ist gleichzeitig Papst. Es gehört zu den Grundgesetzen des russischen Staatsrechtes, daß die Herrscher Rußlands, sowie ihre Gemahlinnen, unbedingt orthodoxen Bekenntnisses sein müssen. Der Kaiser von Rußland hält die höchste geistliche und weltliche Macht in sich vereint; er ist vollkommener Stellvertreter Gottes auf Erden. Wird die eine oder die andre Macht erschüttert, so ist die hohe kaiserliche Stellung, der Thron, die Kirche, das ganze Staatsrecht Rußlands gefährdet. Unser jetziger Monarch Alexander III. sucht im Kampfe mit den Nihilisten seine Kraft in der Wahrung dieses Standpunktes. Die Konservativen Rußlands, wie der verstorbene Katkow, wie Pobedonoscew, Meschtschesky, sehen darin die Größe und das Heil Rußlands gegenüber den

konstitutionellen Verfassungen des Westens. Der Zar kann also nicht seine geistliche Macht schwächen lassen. Nun rühmt sich wohl die orthodox-griechische Kirche dessen, daß sie einzig und allein die ursprüngliche christliche Lehre rein und wahr aufbewahrt habe. Allerhand äußerliche Gebräuche, Gewänder, Einrichtungen u. s. w. mag sie wohl in ihrer ursprünglichen Gestalt von sehr alter Zeit her aufbewahrt haben; der geistige Inhalt aber, der diese Aeußerlichkeiten ins Leben rief, ist verloren gegangen. Die griechisch-orthodoxe Kirche gleicht einer hohlen Nuß, einem kostbaren Gefäße, welches Jahrhunderte lang sorgfältig verdeckt aufbewahrt wurde, um den Inhalt nicht zu verlieren; derselbe war aber ätherischer Beschaffenheit, er ist unmerklich verduftet. Der russische Gottesdienst ist bloß ein rituelles Gepränge, bestehend aus vielen symbolischen Handlungen, deren hohe geistige Bedeutung der Gemeinde zum Geheimnis geworden ist, ebenso wie sie die slavonische Kirchensprache nicht versteht. Die Gemeinde erfaßt den Gottesdienst rein äußerlich, und so muß er natürlich geistermüdend wirken; er kann ein religiöses Bedürfnis des Herzens nicht befriedigen. Ebenso verhält es sich mit den Heiligenbildern, die eine so große Rolle im Leben des Russen spielen. Ursprünglich dienten sie zum Gedächtnis an hervorragende christliche Personen, denen große Tugenden nachgerühmt wurden; später dienten die Bilder zur Versinnbildlichung dieser Tugenden und hatten so noch eine sittliche Bedeutung. Aber diese Auffassung verschwand mehr und mehr aus dem Bewußtsein der Gemeinden; an Stelle derselben trat ein blinder Wunderglaube, welcher sich an das äußere Bild knüpfte. Die Bilder als solche werden verehrt, nicht mehr die christliche Idee, welche dieselbe schuf und in ihnen versinnbildlicht wird. Der Kern ist weg, die Hülle ist geblieben; ein Götzendienst ist an Stelle des Christentums getreten. Die orthodoxe Kirche ist ihres geistigen Inhaltes, ihrer sittlichen Macht beraubt; will sie existiren, so muß sie sich mit der Staatsgewalt verbinden; sie bedarf zu ihrer Existenz unbedingt der staatlichen Zwangsgesetze. Es heißt für die orthodoxe Kirche: entweder so existiren, wie sie ist und besteht als eine staatliche Organisation, oder gar nicht existiren — tertium non datur. Werden heute die Zwangsgesetze aufgehoben, so entvölkert sich die Staatskirche sehr rasch, sie zerfällt und mit ihr wankt der Zarenthron und die russische Staatsgewalt.*) Deshalb müssen die staatskirchlichen Zwangsgesetze bestehen bleiben. —

Nachdem nun unser russischer Gewährsmann die oben zitirten Artikel der russischen kaiserlichen Gesetzbücher ausführlich dem Wortlaute nach wiedergegeben, fährt er, in vielleicht allzu feiner, juristischer Unterscheidungskunst, folgendermaßen fort:

Fassen wir nun alle diese Strafgesetze zusammen, so sehen wir, daß sie zunächst nur zum Schutze und zur Erhaltung der orthodoxen Kirche bestehen und nicht zum Zwecke der Unterdrückung andrer Konfessionen. Es kann auch nicht als eine Beschränkung andrer Konfessionen erachtet werden, wenn es den Geistlichen derselben verboten wird, gegen die Lehrer der orthodoxen Kirche Polemik zu treiben oder ihre seelsorgerliche Thätigkeit auf Glieder der letzteren zu erstrecken, um hier Proselyten zu machen. Es liegt ein großer Segen gerade für die baltische lutherische Kirche darin, wenn deren Prediger die Worte des Wendenschen Propstes Weyrich (vergl. Jahrgang 1, Seite 54) recht beherzigen und die Lehre des positiven Christentums über Polemik und Kontroverse stellen würden.**) Die Zwangsgesetze der griechisch-orthoxen Kirche beschränken die religiöse Freiheit der zur orthodoxen Kirche Gehörigen und nicht die der Andersgläubigen; diese Letzteren treten mit diesen Gesetzen nur dann in Berührung, wenn sie, ihre Kirchengemeinschaft

*) Die gleiche Vermutung sprach bereits 1868 der feurige russische Patriot und Slavenführer Aksákow voll tiefer Entrüstung über die innerliche geistige Kraftlosigkeit seiner Kirche aus. Vergl. Neubert: Im Banne Moskaus, Seite 103—105.

**) Leider bleibt der Briefschreiber an dieser Stelle die Antwort auf die Frage schuldig, wie sich treue lutherische Geistliche einesteils den schmählichen Angriffen von griechisch-orthodoxer Seite (vergl. Kalnings Umtriebe: Jahrgang 1, Seite 191 f.) und andernteils den dringenden Bitten der „Revertenten" gegenüber (vergl. ebenda, Seite 52 f.) verhalten sollen?

verlassend, sich in die orthodoxe Kirche aufnehmen lassen oder mit Mitgliedern der orthodoxen Kirche in eheliche Gemeinschaft treten. Dann entsteht die Gewissensnot und die Verzweiflung.

Was kann nun der russische Staat in seiner gegenwärtigen Verfassung zur Abhilfe dieser Gewissensnot und Verzweiflung bieten? Was kann man von ihm verlangen? Sehen wir zunächst, was die Zwangsgesetze der orthodoxen Kirche innerhalb derselben geschaffen haben.

Der Russe ist vorzugsweise ein Gefühlsmensch und hat ein lebhaftes religiöses Bedürfnis. Aber innerhalb seiner Kirche findet er keine Befriedigung dafür. Nun darf er seine Kirche nicht verlassen, ohne mit dem Strafgesetz in Konflikt zu geraten oder sein Vaterland, das er heiß liebt, zu meiden und mit allem, was ihm teuer und wert ist, zu brechen. Hieraus entsteht ungeheures Elend, welches das Elend in den Ostseeprovinzen seinem Umfange nach weit überwiegt. Die russische Aristokratie und die „Gebildeten" in Rußland sind fast alle Atheisten; sie empfinden ihre innerliche Leere und sind unglücklich; sie suchen dieses Gefühl zu ersticken im Drange der Geschäfte, im Taumel schrankenloser Vergnügungen, im Luxus, auf Reisen u. s. w., oder sie kümmern dahin gebrochenen Herzens, innerlich unbefriedigt, unzufrieden mit sich und der Welt. Wie entsetzlich steigert sich in Rußland mit jedem Jahre die Zahl der Selbstmorde! In Petersburger Hofkreisen und namentlich in der Damenwelt gilt es als guter Ton, strenggläubig zu sein, die Kirchen fleißig zu besuchen. Die Militärs und Beamten müssen zur Kirche gehen, ebenso wie sie zur Parade und bei ihren Vorgesetzten zu offiziellen Empfangstagen erscheinen müssen. Auch hier erfüllen sie nur eine Dienstpflicht. Bei besondern Gelegenheiten schickt die Polizei zu allen Zivilbeamten herum, die Kommandeure zu allen Offizieren ihrer Regimenter und fordern sie zum Erscheinen beim Gottesdienste auf. Sie erscheinen stets in voller Uniform. Die Uniformen müssen in der Kirche recht zahlreich vertreten sein; es wird scharf aufgepaßt, Verweise werden erteilt, wenn zu wenig Uniformen eines Regiments oder eines Zweiges des Zivildienstes vertreten sind. In der Kirche wird eine strenge Rangordnung beobachtet; der Gouverneur steht stets voran; dann die Militärchefs, die Chefs der einzelnen Zweige des Zivildienstes und hinter ihnen die Beamtenschaar. Während des griechisch-orthodoxen Gottesdienstes wird allgemein eine lebhafte Unterhaltung im Flüstertone geführt; man ermüdet schrecklich vom langen Stehen, und schließlich ist man froh, das Kreuz küssen und hierauf die Kirche verlassen zu dürfen. Die Rangordnung, in welcher man zum Kreuzküssen herantritt, ist wiederum streng vorgeschrieben; z. B. als Vertreter der kaiserlichen Macht hat stets der örtliche Gouverneur den Vortritt, wenngleich Generäle höheren Ranges in der Kirche anwesend sind. Folgt dem Gottesdienste eine Kirchenparade, wobei die Truppen vor der Kirche aufgestellt sind, so nimmt beim Heraustreten aus der Kirche der höhere General die erste Stelle ein; der Gouverneur muß ihm dann die honneurs machen. Die große Mehrzahl der Russen strömt zum Staatsdienste und zum Militärdienste: da ist ihr Gottesdienst! Mir stehen diese Gottesdienste in trauriger Erinnerung aus der Zeit meines Justizdienstes in X. An gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen besuchte ich natürlich meine evangelisch-lutherische Kirche. An hohen Staatsfeiertagen aber und namentlich wenn ein Telegramm aus St. Petersburg mit der Meldung eingetroffen war, daß wiederum ein Attentat auf den armen Kaiser Alexander II. unternommen worden sei (1879—1881), wurden wir in besagter Weise in der griechisch-katholischen Kathedrale versammelt, erfüllten unsre dienstliche Pflicht im Gottesdienste, unterhielten uns und erfuhren die Einzelheiten der schrecklichen Attentate. Abends darauf erfolgte die polizeilich angeordnete Illumination der Stadt; wer der Polizei zahlte, illuminirte nicht; der arme Teil der Bevölkerung und die Krongebäude allein illuminirten! Wie viele Russen erklärten mir ganz unaufgefordert, daß sie der Gottesdienst in unsrer einfachen lutherischen Kirche, obwohl sie die deutsche Predigt nicht verständen, viel mehr anzöge; die Beteiligung der Gemeinde am Gottesdienste, der wechselseitige liturgische Gesang des Predigers und der Gemeinde und besonders unsre Kirchenlieder gefielen ihnen sehr und beiläufig auch der Umstand, daß man in der lutherischen Kirche sitzen könne und nicht so schrecklich lange zu stehen brauche, wie in der griechischen Kirche. Nebenbei bemerkt, ist es daher auch etwas ganz Gebräuchliches in Rußland, daß man während des Gottesdienstes vor die Kirche hinausgeht, um eine Zigarette zu rauchen und dann wieder hineingeht, ganz wie im Theater.*)

Was nun weiter den Einfluß der griechisch-orthodoxen Kirche auf die Erziehung der Jugend anlangt, so muß dieser Einfluß als ein sehr geringer, wenn nicht gar als ein negativer bezeichnet werden. Nach einer mangelhaften, oberflächlichen häuslichen Erziehung kommen die jungen Russen mittlern und höhern Standes ohne jede religiöse Herzensbildung in die Schule, meist in „klassische Gymnasien". Das Herz bleibt da leer, nur der Verstand wird gebildet. Eine große Zahl vollendet den Kursus des Gymnasiums nicht; sie treten aus als halbgebildete oder ganz verbildete Proletarier des Geistes und überfüllen hierauf die Kanzleien der Behörden; von denen, die zur Universität übergehen, gelangen verhältnismäßig nur wenige zum ersehnten Staatsdienste, und auch von diesen wieder giebt nur ein kleiner Teil tüchtige Beamte ab; die Mehrzahl und gerade die Genialsten gehen durch Trunk und Kartenspiel zu Grunde oder werden korrumpirte bestechliche Beamte, welche bei mangelhaften pekuniären Mitteln, schlechtem Gehalte und großen Ansprüchen an Lebensgenuß in Schulden geraten, fremde Gelder sich aneignen und entweder durch Selbstmord oder in Sibirien enden. Ein jeder russische Beamte ist mehr oder weniger Nihilist [vergl. „Im Banne Moskaus" S. 74 die Losung des Gouverneurs Sinówjew in Livland: ‚Je ne crois rien, je ne crains rien, je n'aime rien.']; denn von Jugend an kennt er keine religiösen Ideale, keinen durchgreifenden Gewissensernst; nur zeigt er seinen Nihilismus nicht, insofern er noch Vorteile vom Staate erhofft und ihm deshalb dient. Diese Leute, die gar nichts zu verlieren haben, mit allem unzufrieden sind, alles schlecht und erbärmlich finden, denken gar nicht daran, wie die Verhältnisse gebessert werden können; sie sind ganz unfähig, etwas Neues zu organisiren; das Bestehende ist so schlecht, daß es nicht zu existiren berechtigt ist; fort mit ihm! ganz gleich, was dann kommt — es kann ja nicht schlechter sein. Traurige Weltanschauung! Um so trauriger, weil der Russe von Natur sehr reich begabt ist. Wie viel geistiges Material geht da zu Grunde! Hier habe ich am meisten die Wahrheit jener Worte bestätigt gefunden, welche mir der unvergeßliche D. Kohlschütter [damals Pastor primarius und Superintendent, jetzt Oberhofprediger] in Dresden nach meiner Konfirmation in mein Stammbuch schrieb: Si Christum nescis, nihil est et si caeterum discis; sine Christo eruditio est venenum. [Wenn du Christus nicht kennst, ist es nichts mit allem andern Wissen; ohne Christus ist Bildung Gift.]

Der Geistliche und der vierte Stand

Die Tägliche Rundschau überraschte in ihrer Weihnachtsnummer ihre Leser durch eine Skizze „aus dem Leben des vierten Standes" von Ed. Müller. Nur wer die Artikel über „die Zukunft der innern Mission" in Nr. 43, 45 und 47 des vorigen Jahrganges gelesen und eine Ahnung hat von dem Meinungsaustausch, der sich für den Herausgeber daran knüpfte, wird das ganze Interesse ermessen, mit dem ich diese Geschichte las. Es ist noch heute so groß, daß ich sie hier zum Abdruck bringe.

Eine Anzahl gewerblicher Arbeiter hatte letzthin einen Verein zur Wahrnehmung und Förderung der Standesinteressen gegründet. Eine schöne Fahne war beschafft worden, auf welche die Töchter mehrerer Arbeiterfamilien die Worte „Einigkeit macht stark" in Goldfäden gestickt hatten. Die Einweihung der Fahne sollte möglichst feierlich vor sich gehen; der Verein wollte bei der Gelegenheit ein kräftiges Lebenszeichen

*) Von glaubwürdiger Seite wird berichtet, daß in mancher russischen Kirche die Popen in ihrer Sakristei sich ungenirt den Genuß der bekanntlich trefflichen russischen Zigaretten erlauben, sowie daß bei dem großartigen, feierlichen Leichenbegängnisse des ermordeten Zaren Alexander II. im März 1881 einzelne russische Offiziere, die sich im Zuge befanden, zum unbeschreiblichen Erstaunen deutscher Militärs ebenfalls Zigaretten sich anzündeten.

geben und hoffte, die trotz Gemeinsamkeit der Interessen noch gleichgiltigen Elemente zum Beitritt zu veranlassen.

Die erste Schwierigkeit machte die „Lokalfrage.“ Es sollte nur ein anständiges, feines Lokal für den Festakt gemietet werden. Aber kein feinerer Wirt wollte seinen Saal hergeben, aus Besorgnis, die Kundschaft derjenigen Kreise zu verlieren, die durch Begründung eines Arbeitervereins sich in ihren Interessen angegriffen und geschädigt sehen konnten.

Jedoch der Vorstand des Vereins ließ sich nicht entmutigen und klopfte, nachdem die vorgemerkten Saalbesitzer der Reihe nach angegangen worden waren, bei einem hochfeinen Wirt an, den anfänglich niemand ins Auge gefaßt hatte. Denn seine prachtvoll ausgestatteten Säle dienten fast ausschließlich den Winterfestlichkeiten der vornehmeren Kaufmannschaft. Mithin konnte es sich für die Arbeiter hier nur um einen Versuch mit sehr ungewissem und zweifelhaftem Erfolg handeln.

Aber siehe da, gerade der Mann ließ noch am besten mit sich reden. Er konnte zwar keine bestimmte Zusage machen, da er bei der Gesellschaft von Kaufleuten, welcher das Lokal gehörte und für die er die Wirtschaft führte, erst um Erlaubnis anfragen mußte. Indessen die Arbeiterdeputation ging nicht ohne alle Aussicht nach Hause.

Die Kosten der Fahnenweihe mußten sich durch die teurere Saalmiete freilich erhöhen, aber da die andern Wirte sich geweigert hatten, blieb keine Wahl; auch war der Nimbus, den der Verein durch das feine Lokal in den Augen der Bürger wie der übrigen Arbeiter erhielt, nicht zu unterschätzen.

Mit großer Spannung sah man dem Bescheid des Wirts entgegen. Er lautete günstig, jedoch war die Erlaubnis an eine Bedingung geknüpft, aus welcher sich neue Schwierigkeiten entwickeln mußten: der Arbeiterverein sollte die Fahnenweihe durch einen Pfarrer vollziehen lassen!

Die nächste Wirkung, die diese Nachricht in der Vereinsversammlung hervorrief, war zügellose Heiterkeit.

Da seht die großen Herren! rief ein Arbeiter. Mit Mißtrauen kommen sie uns entgegen, sobald wir unsre gerechten Forderungen mit vereinter Kraft in die Hand nehmen. Da schicken sie sogleich den Pfarrer, damit er die sogenannten „Feinde des Christentums“ bekehre. Der geistliche Segen muß über die Fahne der Arbeiter gesprochen werden, sonst ist der Satanas von ihren Bestrebungen nicht fern zu halten. Nichts da! Wir werden auch ohne die Pfaffen fertig, wir brauchen keine Pfaffen mehr!

Die Mehrheit jubelte dem Redner Beifall.

Der geehrte Vorredner schüttet das Kind mit dem Bade aus! verschaffte sich jetzt die Stimme des ersten Vorsitzenden Gehör. Ich will die Gesinnungen, die den Herren ihren Beschluß eingegeben haben, nicht untersuchen. Möglich, daß sie dem Emporkommen des Arbeitervereins ein Bein stellen wollten. Hat man den Arbeitern eine Falle gelegt, gut, so ist es unsre Sache, nicht hineinzutappen. Hineintappen aber würden wir, wenn wir uns weigerten, die Fahne, die wir dem Kampfe um bessere Existenzbedingungen vorantragen, von einem Pfarrer weihen zu lassen. Denn was wir erstreben, verstößt nicht gegen das Christentum; warum wollten wir auf den Schutz und das Ansehen, welche die Zugehörigkeit zum Christentum giebt, verzichten? Nein, ich schlage vor, nächsten Sonntag werfen wir vom Vorstand uns in den Bratenrock, ziehen Ziegenleder über die Finger und treten bei Seiner Hochwürden, dem ersten Domprediger, an, und bitten ihn, acht Tage darauf unsre Fahne zu weihen. Die Herren Wirte, die uns abgesagt haben, werden vor Aerger gelb anlaufen, wenn sie hören, daß wir den schönen, vornehmen Saal bekommen haben, und die guten Spießbürger werden sich die Augen reiben, wenn sie andern Tags im Blättchen lesen, daß Seine Hochwürden die Fahne, die die Arbeiter ihren billigen und gerechten Forderungen vorantragen, höchstselbst eingeweiht haben!

Die Mehrheit beschloß denn auch in diesem Sinne.

Da stellte sich eine neue Schwierigkeit in den Weg: der erste Domprediger hatte keine Lust zur Fahnenweihe. Er entschuldigte sich mit amtlichen Abhaltungen und wies die Deputation an einen seiner Amtsbrüder, dieser wieder an einen dritten. So gings von Pontius zu Pilatus: überall entweder kühler Empfang und kühle Ablehnung, oder viele Redensarten des Bedauerns.

Nun geriet die Fahnenweihe allerdings ernstlich ins Gedränge. Dem Vorstande schwand der Mut, und die Schwarzseher schienen recht behalten zu sollen, daß, wo Kirche und „Herren“-Interesse sich gegen die Arbeiter verbünden, letztere nichts ausrichten können.

Was nutzt der Groll, was nutzt das Faustballen in der Tasche, dachte der erste Vorsitzende; damit kommen wir keinen Schritt vorwärts. Suchen wir lieber unsre Gegner zu spalten und den bessern Teil herüberzuziehen!

Er dachte an einen in den Ruhestand gesetzten Geistlichen, der in seiner Nachbarschaft wohnte.

Ist ein Pastor emer. nicht auch ein Pfarrer? fragte er. Warum sollte er nicht ebenso gut den Segen über eine Vereinsfahne sprechen können, wenn er sonst nur will? Und warum sollte er nicht wollen, der dem Einfluß der „Herren“ ferner steht, dem niemand mehr etwas nehmen kann? —

Er ging also zum Pastor emer. Der schlug ihm die Bitte nicht rund ab, machte auch keine Ausflüchte, erbat sich nur zwei Tage Bedenkzeit.

Am dritten Tage erhielt der Vorsitzende ein Billetchen: Der alte Pastor emer. war bereit, die Weihe vorzunehmen.

In die Grube, die ihr uns gegraben habt, seid ihr nun selbst gefallen, lachte der Arbeiter, und machte den Lokalinhabern die Anzeige,

daß der zur Fahnenweihe nötige Pastor gefunden sei. Dann eilte er zu dem Helfer in der Not, um ihm seinen und des Vereins wärmsten Dank auszusprechen.

Der alte Pastor hörte den Arbeiter ruhig an und erwiderte:

Sagen Sie mir doch, Nachbar Braun, erstrebt Ihr Verein neben der materiellen Unterstützung in Fällen der Not, der Krankheit, des Alters nicht auch eine Erhöhung des Arbeitslohnes?

Braun erschrak, da er ein neues Hindernis aufsteigen sah, vermochte aber nicht, den alten Herrn zu täuschen und sagte rund heraus:

Allerdings, diesen Zweck verfolgen wir auch, sobald es uns thunlich erscheint.

Das wollte ich nur wissen. Es ist gut, erwiderte der Pastor.

Braun meinte nicht anders, als in diesen Worten liege eine Absage. Um so angenehmer überrascht war er, den Pastor sagen zu hören:

Also es bleibt dabei, nächsten Sonntag um 2 Uhr, nicht so?

In der nächsten Vereinssitzung machte Braun Mitteilung von dem glücklichen Schritt, den er gethan, und suchte um Genehmigung dafür nach.

Holla, war das ein Spektakel! Die schlimmsten Schreier meinten, die Fahne sei beschimpft durch das Betteln um die Gnade „von oben.“ Der Spott auf die „Frommen“ nahm kein Ende.

Braun vermochte nicht einzustimmen. Einmal lebte in seinem Herzen das Gefühl des Dankes gegen den alten Herrn, der dem Verein aus aller Verlegenheit helfen wollte. Dann dachte er von den Aufgaben und Zielen des Arbeiterstandes viel zu hoch, als daß dieselben durch das Anbequemen an die thatsächlichen Verhältnisse irgend etwas von ihrer Erhabenheit verlieren könnten. Ihm machte allein die Sorge schwer zu schaffen, der alte Herr werde, wie so viele „oben,“ in dem Erstreben bessrer Existenzbedingungen ein unbotmäßiges Auflehnen wider die von Gott gewollte Gesellschaftsordnung erblicken und in seinem Entschluß wankend werden, oder am Ende seine Mitwirkung von einer ausdrücklichen Verzichtleistung des Vereins auf gewisse Bestrebungen abhängig machen.

Die Besorgnisse Brauns waren überflüssig. Der Sonntag war da; die schmucken, weißgekleideten Fahnenjungfrauen nahmen im Halbkreis Aufstellung; der Pastor emer. erschien zur festgesetzten Stunde. Braun konnte nicht ohne Bewegung dem pflichtgetreuen weißhaarigen Alten, dem gegenüber er mit der Fahne Aufstellung nahm, ins Auge blicken. Als die Sänger des Vereins ein angemessenes Festlied anstimmten, zitterte ihm die Hand, die er nur leise an die Fahne gelegt hatte, und er griff fester zu, als müsse er sie heute verteidigen.

Der Pastor emer. begann seine Rede mit der Erklärung, er habe Erkundigungen über den Zweck und die Aufgaben des Vereins, sowie über die Persönlichkeiten an der Spitze eingezogen, und trage kein Bedenken, die Fahne zu weihen. Er verbreitete sich hierauf über die Bedeutung des schönen Wahlspruchs „Einigkeit macht stark“, sowie über das edle Ziel, sich kameradschaftlich zu helfen und zu unterstützen.

Bis dahin ging alles gut. Da fühlte der Pastor emer. sich gedrungen, vor unklugen Schritten zu warnen, welche das gute Einvernehmen zwischen Herrn und Arbeiter zu stören geeignet sind. Stets möge man des guten, alten Spruches eingedenk sein: Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe.

Von dem Augenblick an war es um die „Weihe“ geschehen. Es ging ein Räuspern, ein Hüsteln durch die Menge; man stieß den Nachbar mit dem Ellbogen an; viele lachten in sich hinein. Dem Fahnenträger wurde die Fahne plötzlich bleischwer; sein Gesicht war hochrot; er verlangte sehnlichst nach dem Schluß der Rede.

Der Schluß kam; die Fahne war geweiht, der letzte Gesang verhallt; Festschmaus und Tanz konnten beginnen.

Da trat der Vorstand in einer Ecke des Saales zusammen und verständigte sich darüber, daß kein Pastor der Welt etwas Unpassenderes gelegentlich der Weihe einer Arbeiterfahne habe sagen können, als dieser Pastor emer. mit seinem: Wessen Brot ich esse u. s. w. Dieser Spruch aus den Zeiten der Knechtschaft der Arbeit klinge heute wie ein Hohn auf die Bestrebungen nach Befreiung der Arbeit.

Das also ist das Christentum, das „Fundament“ der Gesellschaft: riefen sie durcheinander. Da haben wir ja wieder einmal gesehen, was wir von ihm zu erwarten haben. Nun, wir haben wenigstens unsern Zweck, die Fahnenweihe, erreicht. Ihr Herren aber habt, wenn ihr meintet, uns durch einige salbungsvolle Worte einzuschüchtern, euch gründlich verrechnet.

Braun stand stumm dabei. Er legte sich die Dankesworte zurecht, die er dem Pastor emer. anstandshalber sagen mußte.

Sie fielen dürftig genug aus. Der Pastor nahm sie stillschweigend und ruhig hin, reichte Braun die Hand zum Abschied und sagte:

Nächsten Sonntag hält mein Sohn im Dom seine Probepredigt. Der hat für die Fragen unsrer Zeit Verständnis. Schade, daß Sie mit der Fahnenweihe nicht so lange warten konnten. Mein Sohn hätte sich wohl besser hineingefunden. Einem alten Manne liegt das ferner. — — —

Braun war schon viele Jahre nicht mehr in die Kirche gegangen. Am nächsten Sonntag trieb ihn die pure Neugier hinein. Den Pastor wollte er sehen, der „für die Fragen unsrer Zeit Verständnis“ hat, und das zu zeigen den Mut besitzt.

Kein Mensch, nicht einmal die eigne Frau, erfuhr, daß er zur Kirche wollte. Er schlich, nachdem er zweimal an der Kirchthüre vorübergegangen war, da die Luft nicht ganz rein, d. h. Arbeiter ihn beobachten konnten, beim drittenmal unbemerkt hinein.

Gesang und Litanei nehmen auch einmal ein Ende. Der junge Pastor bestieg die Kanzel.

Er erinnerte die, so da haben, an ihre Pflichten gegen die, so da nicht haben. Doppelt schwer und groß seien diese Pflichten in unsrer Zeit, sagte er. Die Pflichten müßten zum Teil erst begriffen, erst zu üben gelernt werden. Die Kulturzwecke des Gemeinwesens würden von Vielen nach ihrer Bedeutung noch gar nicht verstanden. Die Begriffe „billig“ und „gerecht“ müßten in praktische Mitarbeit an der Lösung der großen Zeitaufgaben umgesetzt werden. Wie der große Bostoner Geistliche Parker seiner Gemeinde gepredigt habe, auf reichlichen Erwerb bedacht zu sein, um allen Forderungen des Kulturlebens genügen zu können, so wolle auch er der Gemeinde die Sorge ans Herz legen, Gelegenheit zu sicherem und auskömmlichem Erwerb zu schaffen und alle darauf zielenden Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern.

Braun horchte hoch auf. Wenn nur das störende Räuspern und Hüsteln um ihn herum nicht gewesen wäre, just wie bei der Fahnenweihe.

Und doch wurde hier so ganz anders, so ganz aus dem Herzen der Arbeiter gesprochen! Ja, das war das Evangelium der Liebe, wie es ihm wohl manchmal vorgeschwebt hatte!

Nun schämte er sich nicht mehr, seiner Frau zu gestehen, wo er gewesen. Beide suchten im Sonnabend-Blatt der nächsten Woche auf der Predigerliste den Namen des jungen Pfarrers, weil sie seine Predigt hören wollten. Als aber sein Name auch in der zweiten und dritten Woche nicht erschien, ging Braun zum Pastor emer. und fragte nach der Ursache.

Er traf den Alten allein.

Die Predigt meines Sohnes hat Ihnen also gefallen? fragte er lebhafter, als sonst seine Art war.

Ganz ausgezeichnet hat sie mir gefallen, erwiderte Braun mit unverfälschtem Feuer. Ich möchte Ihren Herrn Sohn wohl gern öfter predigen hören.

Da trat der Alte dem Arbeiter näher, drückte ihm beide Hände und sprach feuchten Auges:

Das freut mich, denn das beweist mir, daß mein Sohn seine Zeit versteht. Jede Zeit hat ihre besondern Aufgaben und ihre besondre Sprache. Sie verstehen die meines Sohnes — das genügt mir.

Dann setzte er wehmütig und fast verlegen hinzu:

Ihr Wunsch, meinen Sohn wiederholt predigen zu hören — — kann leider nicht in Erfüllung gehen, da mein Sohn eine andre Stelle — auswärts — in Aussicht hat, der er — den Vorzug giebt.

Der Pastor emer. schämte sich nämlich, im Interesse der „Staats- und Gesellschaftsordnung,“ dem halbgebildeten Arbeiter die Mitteilung zu machen, daß sein Sohn nicht bestätigt worden, da seine Antrittspredigt nicht im Sinne der maßgebenden Stelle gewesen war, welcher die Entscheidung über den „echten, wahren Geist des Christentums“ zustand. — — —

Braun duldete nicht mehr, daß in seinem Verein über „Christentum“ gespottet und abfällig gesprochen wurde. Er setzte den Kameraden auseinander, daß eine jüngere Schule der Theologen den Ruf der Arbeiter nach Schutz gegen Erwerbslosigkeit nicht „unchristlich“ nenne, der Gesellschaft scharf ins Gewissen zu reden entschlossen sei, und Braun genoß so viel Ansehen, daß sie ihm auf das Wort glaubten, sich mäßigen lernten und das Vertrauen in die Hilfsbereitschaft und das Verständnis der oberen Gesellschaftsklassen für die Gerechtigkeit des Arbeiterlohnkampfes nicht völlig einbüßten.

Gut, daß Braun und seinen Kameraden dieses Vertrauen erhalten geblieben ist.

Wir aber möchten am Schlusse dieser Erzählung die Fragen aufwerfen: Wie viele Theologen bringen von der Universität Verständnis für die wirtschaftlichen Fragen ins Leben mit, und wie viele verstehen ihre Zeit und wissen deren Sprache zu reden?

Wie der Schlußsatz dieser Erzählung zeigt, hat sie eine Absicht. Ich brauche nicht zu versichern, daß mir dieselbe nicht darum mißfällt, weil sie eine Mahnung an uns Theologen enthält. Verständige Mahner braucht unser Stand so gut wie sonst einer, ja noch dringender. Ich will auch unsern Stand gar nicht in Schutz nehmen; nur das möchte ich aussprechen, daß es schwerlich einen Pastor oder Pastor emer. geben dürfte, der seinen Vorhalt an die nach Erhöhung des Arbeitslohnes strebenden Arbeiter an das böse Sprüchlein knüpfen würde: Wes Brot ich eß, des Lied ich sing. Eher wird er da an das Bibelwort erinnern: Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen.

Was mir an der Geschichte am meisten auffällt, ist dies, daß ich sie in der Täglichen Rundschau getroffen habe. Ist dies die Meinung des geschätzten Blattes? Daß die Kirche und die Prediger unbilligerweise es mit den Besitzenden, den Arbeitgebern, mit der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung halten? Daß sie dem Volke, den Arbeitern, und darum „der Zeit“ nicht das geeignete Verständnis entgegenbringen? Erwartet und verlangt sie, daß ein jüngeres Theologengeschlecht hier das Versäumnis der Väter gut mache, ehe es zu spät ist? Will sie selbst in diesem Sinne helfen, die „Gesellschaft“ zu einem

bessern Verständnis des „Arbeiterlohnkampfes“ zu erziehen? Oder wenn das alles nicht: was soll dann der Artikel?

Zur Sache werden wir uns eingehend äußern, wenn das schon angekündigte Thema „Arbeiterkatechismus“ verhandelt wird. Für heute muß es genügen, im Interesse des „Christentums“ und seiner rechten Verkündigung für unsre Zeit die Tägliche Rundschau um freundliche Auskunft zu bitten. R

Verschiedenes

(Lechler †) Am zweiten Weihnachtsfeiertage starb in Leipzig der Geh. Kirchenrat D. Gotthard Viktor Lechler, Professor der Kirchengeschichte, früher zugleich Superintendent von Leipzig-Stadt. Wir verehrten in ihm den trefflichen Gelehrten und das lautere Gemüt. Er wurde geboren am 18. April 1811 zu Kloster Reichenbach in Württemberg. Sein Hauptwerk war „Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation“ (1873); es erlebte in England drei Ausgaben. R

(In Kischinew bei Rabinowitsch) Unter diesem Titel hat vor kurzem A. Venetianer, reformirter Pfarrer in Rohrbach, im Selbstverlag eine interessante Broschüre erscheinen lassen. Sie zerfällt in zwei Teile. Teil 1 schildert den erstmaligen Besuch des Verfassers in Kischinew 1887, Teil 2 den zweiten im Jahre 1888. Die Broschüre ist jedem empfohlen, der einen Einblick in die eigenartige Kischinewer Judenbewegung thun will. Ich sage eigenartig um des Mannes willen, der sie hervorgerufen; um der religiös-kirchlichen Entwicklung willen, die sie zu nehmen scheint; und um der prinzipiell wichtigen Stellung willen, welche die russische Regierung zu dieser „Judenfrage“ einnimmt.

Rabinowitsch selbst wird uns an den verschiedensten Stellen des Buches geschildert: am Sabbat in der Synagoge das Evangelium verkündend, in seinem Hause unter Frau, Kindern und zahlreichen Hausfreunden im zwanglosen Gespräche, in wichtigen Debatten, im Gebete. Ueberall empfangen wir nach der Schilderung den Eindruck, daß er eine geistig bedeutende Persönlichkeit ist. Er sagt von sich selbst: „Ich hörte die Stimme des Herrn: Predige! Muß ich es nicht thun? Und man hat meine Predigt vernommen und sie hallt wider in allen Häusern Israels. Was soll ich noch thun? . . . . . Ich will meinem Volke leben. Ich bin ja schon lange getauft, bin aber heute noch Jude! Sie wundern sich darüber? Es würde mich nur ein Wort kosten und das „Jude“ stände nicht mehr in meinem Paß; aber ich will mit meinem Volke alle Leiden und Beschränkungen teilen, ich muß beweisen, daß man als Jude an Christum glauben kann.“ Rabinowitsch ist Christ und Jude zugleich.

Man ist freilich gewöhnt, dies als Widerspruch anzusehen. Das aber ist eben das völlig Neue, Eigene, Geniale an Rabinowitsch, daß er das Gegenteil als richtig erweist. Darin liegt zum großen Teil auch die Ursache seiner Erfolge. Denn jeder Jude, der bisher Christ ward, wechselte selbstverständlich mit dem Glauben auch die Nationalität. Rabinowitsch ermöglicht seinen Volksgenossen beides, Christ und Jude zu sein. Die Folge ist, daß unter solchen Bedingungen, wo der Jude immer Jude bleibt, einer nur Christ wird aus rein religiösem Bedürfnisse: wirklich um Christi willen. Daraus folgt weiter, daß solche wahrhafte Gläubige ganz besondre, eben „jüdische“ Christen sind, wie es lutherische, reformirte, römisch- und griechisch-katholische giebt. Ihr Zusammenschluß, der sich über kurz oder lang vollziehen muß, ergiebt dann judenchristliche Gemeinden wie zur Zeit der Apostel; Gemeinden aus der Beschneidung nennt sie die Schrift. Aber eben deshalb ist es auch unmöglich, daß diese Vereinigung aus Israel sich von irgend einer Kirche taufen läßt; dann giebt sie eben ihr Eigentümliches auf. Hier haben wir also Juden, die an Christum glauben, aber nicht getauft sind. Da nun Rabinowitsch, selbst in Berlin getauft, nicht taufen darf, macht ihm Venetianer den Vorschlag: „Es finden sich gewiß zehn wahrhaft Bekehrte in eurer Mitte, die alle Israels Heil im Herzen tragen. Verteilt nun unter einander die Aemter, durch welche eine Gemeinde, sei sie noch so klein, regiert und erbaut wird. Die sollen ein wachsames Auge auf die Uebrigen haben, die Ordnung der Gottesdienste wahren, die Armen und Kranken pflegen und tragen. Man soll sehen, daß ihr einander liebet, und laßt euch [jeder Einzelne] dann taufen, wo und bei wem euer Glaube es zuläßt, und als Getaufte versammelt euch zur Gemeinde, und als Gemeinde verordnet dann im Namen eures Herrn einen Mann aus eurer Mitte, der unter euch des Dienstes am Wort und der Sakramente walte; der wird dann die Herzugekommenen taufen.“ So würden in der That zwar nicht eine judenchristliche Kirche, aber als Glieder der einen heiligen Kirche „Gemeinden aus den Juden“ entstehen. Venetianer bemerkt, daß dies herbeizuführen jetzt des Rabinowitsch vornehmste Sorge sei.

Erreicht er dies Ziel, so ist das freilich völlig gegen die Absichten der russischen Regierung. Diese scheint zu hoffen, mit Rabinowitschs Hilfe die ganze, für Rußland so wichtige Judenfrage lösen zu können, ein Beweis, welch hohen Wert und innere Kraft sie der Bewegung zuerkennt! Sie gestattet Rabinowitsch zu predigen, um durch seinen Einfluß die weiten Kreise der russischen Juden fürs Christentum zu gewinnen; aber sie verbietet ihm, zu taufen, damit die nunmehr taufbereiten Juden von der orthodoxen, griechischen Kirche getauft und so zugleich Russen werden müssen. Auf der andern Seite steht der lutherische Pastor von Kischinew, Faltin, nach Venetianers Schilderung bemüht, die Früchte der Arbeit Rabinowitschs einzuheimsen und

die „erweckten“ Juden zu lutherischen Christen zu machen. Faltin, „welcher allein unter sämtlichen Pastoren Südrußlands sich mit Erlaubnis des Ministers der inneren Angelegenheiten damit beschäftigt, Juden nach dem Ritus der lutherischen Kirche zu taufen, welcher seit mehr als 30 Jahren im Dienste der russischen Regierung ist und für seine eifrigen und treuen Dienste mit dem großen goldnen Brustkreuze und vielen andern hohen Orden ausgezeichnet ist,“ kommt in der vorliegenden Broschüre überaus schlecht weg. Früher Rabinowitschs Freund, wird er jetzt als sein erbitterter Gegner hingestellt, dessen Agenten selbst unlautere Mittel nicht verschmähen, um Rabinowitsch bei seinen Volksgenossen zu verdächtigen und seine Thätigkeit lahm zu legen — eben weil er ihm nicht in die Hände arbeiten will.

Allerdings geht da Venetianer in seinem Urteil über Faltin zu weit. Wir wissen aus zuverlässiger Quelle, daß die Agitation des Faltinschen Proselytenkreises gegen Rabinowitsch größtenteils ohne Faltins Vorwissen erfolgt ist. Demnach ist Faltins Beurteilung durch Venetianer zu mildern. Immerhin aber ist des Letzteren Schrift eine vorzügliche Ergänzung der von Delitzsch herausgegebenen Dokumente. Für Deutschland wird sie am besten von dem Institutum Judaicum in Leipzig zum Preise von 40 Pfennigen bezogen, da sie dem allgemeinen buchhändlerischen Vertriebe nicht übergeben ist. P G

(Zwei katholische Historiker über ultramontane Geschichtsfälschung) In der von Dr. Holthof in Frankfurt a. M. herausgegebenen Wochenschrift „Die kleine Chronik“ Nr. 15 d. J. veröffentlichte Dr. Wilhelm Stricker aus seiner Autographensammlung einen Brief Varnhagens, der gegenüber der heutigen ultramontanen Geschichtsfälschung von besondrem Interesse ist. Der Westfale Franz Bernhard Bucholtz (gestorben in Wien 1838) ließ vom Jahre 1830 ab eine „Geschichte des Kaisers Ferdinand I.“ erscheinen (Wien 1830—1838). Er hat mit diesem Werke jene Bahn beschritten, auf der noch niemand so weit vorwärts gekommen ist, als in unsern Tagen Janssen. Nun hat uns Varnhagen, der Katholik (gestorben 1856 in Berlin), in dem veröffentlichten Briefe das Urteil eines andern katholischen Historikers, Joseph von Hormayr, Verfassers eines „Oesterreichischen Plutarch“ und einer Geschichte von Wien (gestorben 1848 in München), über diese Art Forschung und Schriftstellerei niedergelegt und seinerseits dieses keineswegs schmeichelhafte Urteil unterschrieben. Es lohnt sich, den Brief Varnhagens, der an Friedrich Wilhelm Barthold, Professor der Geschichte zu Greifswald (gestorben 1858), gerichtet ist, mit Sperrung des vom Schreiber selbst Unterstrichenen hier zum Abdruck zu bringen.

Ew. Hochwohlgeboren

haben erwünschterweise, wie ich gestern in der Sitzung der Societät für wissensch. Kritik erfahren, für die Jahrbücher eine Anzeige von Bucholtzens Kaiser Ferdinand zu liefern übernommen. Es dürfte Ihnen hierbei nicht unlieb noch unwichtig sein, einige Aeußerungen des Freiherrn von Hormayr über jenes Buch zu bringen, denen die rückhaltlose Vertraulichkeit, in der sie geschrieben sind, einen nur höhern Wert giebt. Ich erlaube mir, Ihnen diese Aeußerungen mitzuteilen; Sie werden sogleich erkennen, daß ein namentlicher Gebrauch davon völlig unstatthaft ist, und ich verwahre mich nicht erst gegen den Anschein, als wollte ich anmaßlich dadurch auf ein Urteil einwirken, dessen freie Selbständigkeit nicht zu bezweifeln steht und von niemand freudiger als von mir anerkannt wird.

Herr von Hormayr schrieb mir schon im März v. J. wie folgt: „Bucholtz, von den hyperkatholischen Fanatikern in Münster ausgegangen, ein rechtschaffener Mann, aber bis zur ekelhaftesten Grimasse überspannt für die Einheit des gesamten Deutschland unter einem absolut monarchischen Kaiser, der Famulus jener Congregation, die 1826 durch Canning überwiesen wurde, für die Apostolischen in Frankreich und Spanien und vorzüglich für Don Miguel in ganz Oesterreich und besonders in Ungarn große Geldsummen gesammelt zu haben, — erhielt von seiner Parthei den Auftrag, einen urkundlichen Donnerkeil gegen die Reformation zu schleudern, und zu diesem Ende im Staatsarchive Studien zu machen. — Die Epoche Ferdinands I. wurde gewählt, weil in ihr die Reformation durch den Bauern- und Wiedertäufer-Krieg und sonst noch in den beunruhigendsten Formen und Nebenumständen auftrat, und man also des (bisher immer vorgeschobenen) vitiosen Zirkels erledigt war, daß man die Reformation nicht wegen ihrer religiösen, sondern wegen ihrer politischen Tendenzen verfolgt habe, und ob die späteren unseligen Ausbrüche durch die Verfolgungen veranlaßt worden seien, oder aber die Verfolgung durch die demagogische und durchaus auflösende Richtung der Reformation von Anbeginn als Notwehr erzwungen hätten? — Was der Congregation mißfiel, ist in diesem Werke vollständig verschwiegen, dagegen die Kehrseite des Protestantismus aufs gehässigste ausgemalt — das Ganze somit eine Falschmünzerei, was ich am besten weiß, da ich über ein Jahrzehend Director des geheimen Archives war und es von 1807—11 von Grund aus reorganisirt habe. Ich selbst war so lange auf einem ganz falschen Wege, als ich mich bloß an jene Quellen hielt, welche die Jesuiten übrig gelassen, die unendlich viel aus der Epoche von 1570—1650 vernichtet haben. Was Intoleranz und Absolutismus unter Ferdinand II. gegen Constitution, Glauben, Sitte, Sprache, Nationalität und Nationalbildung in allen österreichischen und böhmischen Landen verübten, das geschah unter Leopold I. in Ungarn. Wie ich einmal anfing, ungarische und böhmische Quellen zu studiren, ging mir freilich ein entsetzliches Licht auf. Der beste Beweis dessen ist der große Abstand der Schilderung beider Epochen im österreichischen Plutarch und in der Geschichte Wiens, sogar unter dem unsinnigen Joche der Wiener Censur. So arg habe ich mir Bucholtzens Buch freilich nicht vorgestellt!“ — So weit Hr. von Hormayr. Ich selbst habe noch nicht Zeit und Anlaß gehabt, das Werk näher anzusehen, kann jedoch, wenn dasselbe von der geschilderten Art ist, nur wünschen, — obgleich ich so wie Hr. von Hormayr nicht zu den Protestanten gerechnet werde, — daß von protestantischer Seite eine nachdrückliche Verwahrung gegen dergleichen Fälscherei eingelegt werde. Mögen Sie indeß nach eigenem Gewissen ermessen, was Ihres Amtes ist! Ich meinerseits konnte mir nicht versagen, Ihnen einen so bedeutenden Zeugen vorzuführen. — — —

Berlin, 3. Februar 1832.

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster
K. A. Varnhagen von Ense.

(In Sachen katholischer Wiedertaufe) Aus Anlaß der sich mehrenden Fälle römisch-katholischer Wiedertaufe evangelisch getaufter Konvertiten, der neuesten jesuitischen Praktik, erfunden zur Verunglimpfung der evangelischen Kirche, ist neuerlich an Se. Majestät den Kaiser in seiner Eigenschaft als Schirmherr der evangelischen Landeskirche Preußens eine Adresse abgesandt worden, welche einen jüngst bekannt gewordenen Fall dieser Art zur allerhöchsten Kenntnis bringt und an ihm die Verwerflichkeit der gegnerischen Handlungsweise beleuchtet. Die Adresse ist unterzeichnet von einer erlesenen Zahl bekannter und geschätzter kirchlicher Männer der Rheinprovinz.

Es steht zu hoffen, daß auch der evangelische Bund diese Angelegenheit zu weiterem Vorgehen aufnimmt.

(Bildung und Aberglaube) Ein bezeichnendes Beispiel dafür, daß „Bildung und Aberglaube“ sich unter Umständen recht wohl vertragen, bietet der Prospekt einer französischen Wochenschrift L'Echo de la Semaine. Ihr Leiter ist Victor Tissot; unter den 96 Mitarbeitern, die mit dem üblichen 2c. aufgeführt sind, glänzen die bekanntesten Schriftstellernamen aus den verschiedenen Lagern: Paul de Cassagnac, Alphonse Daudet, Alexander Dumas, Octave Feuillet, Ernest Renan, Henri Rochefort, Jules Simon, Hippolyte Taine, Leon Tolstoi, Jules Verne, J. J. Weiß, Emile Zola u. a. Nachdem die Vorzüge des Blattes gründlich entwickelt sind, folgt nachstehender Schlußeffekt, der denn doch in Deutschland unmöglich wäre:

De plus, l'administration de l'Écho offre à tous ses abonnés d'un an de FAIRE TIRER LEUR HOROSCOPE. Elle s'est entendue à cet effet avec M. Ely-Star, professeur de sciences occultes, auteur des Mystères de l'Horoscope. M. Ely-Star donnera des renseignements sur les chances de fortune et les heritages; sur le mariage, s'il en est besoin; sur la santé, sur les maladies, les voyages probables, la famille et les enfants; sur les accidents qui pourraient survenir et que l'horoscopie peut très bien empêcher. Adresser à l'administrateur de l'Écho, à Paris, place de Valois, 3, avec un timbre pour la réponse, les renseignements suivants: le quantième, le mois et l'année de la naissance. Exemple: né le 25 février 1849.

Le cadeau que l'Écho fait à ses Abonnés d'un an équivaut à la somme de VINGT FRANCS, prix de la consultation dans le Cabinet de M. Ely-Star, 82, rue des Martyrs, Paris.

L'ADMINISTRATION DE L'ÉCHO.

(Die Tägliche Rundschau) die uns oben bereits Veranlassung gegeben hat, uns mit ihr zu beschäftigen, brachte in Nr. 305 und 306 des vorigen Jahres eine Sylvesterbetrachtung von ihrem Mitherausgeber Dr. Friedrich Lange: Deutsch-national. Nachdem dieselbe unsre deutsche Art als schlicht, ordentlich, zuverlässig, wahrheitsliebend, innig gerühmt hat, ruft sie zur Wachsamkeit auf, daß diese Tugenden uns nicht entschwinden, weist auf Gefahren und Abwege hin, insbesondre auf die Mißachtung der Dichtung durch die gegenwärtige Männerwelt und hat dann den Mut, folgendes auszusprechen:

„Forscht man aber tiefer, so findet sich schon eine Erklärung, wenn auch keine erfreuliche. Wir haben wieder ein Nationalbewußtsein — ja! Hält man sich an das Geräusch, das gelegentlich davon gemacht wird, so könnte man es sogar für recht stark halten. Aber dennoch ist dieses Nationalbewußtsein vorläufig mehr ein äußerlicher Schmuck, dessen Glanz uns erfreut, als ein wirklicher, innerlicher Besitz. Bei allem, was wir heute mit dem Worte „deutschnational“ umfassen, wenn wir uns gelegentlich in hochtönenden Redensarten berauschen, klingt nach meiner Empfindung etwas Hohles, Unausgefülltes mit. Das sollte nicht sein, sollte wenigstens bei dem Deutschen nicht sein! Denn, wie ich schon früher betont, wenn der Deutsche seinen Nationalcharakter im Schlichten, Wahrheitsgemäßen, Innigen sucht, so darf auch der Ausdruck dieses Charakters, das Nationalbewußtsein, nichts Gebauschtes, Unwahres, Oberflächliches an sich haben. Doch aber sind wir in Gefahr, in solche Unwahrheit immer mehr hineinzukommen, an innerm Nationalgehalt einzubüßen, was wir an äußerlichem Gepräge gewonnen haben, wenn wir nicht den Weg zur Innerlichkeit wiederfinden.

„Wie soll das geschehen? Wir müssen zur Religion zurückkehren! Obgleich diese Mahnung schon an viel gewichtigerer Stelle, von unsern drei Kaisern, in feierlichster Weise ausgesprochen ist, bin ich doch überzeugt, daß sie immer auf Ueberraschung und einen verschwiegenen, aber desto hartnäckigeren Widerstand stößt, wann immer und von wem sie auch ausgesprochen wird. Es hat damit eine eigne Bewandtnis.

„Wer heute die angeblich protestantische Bevölkerung Deutschlands auf ihre Religiosität untersucht, wird sowohl in den obern wie in den untersten Schichten eine erschreckende Gleichgiltigkeit finden. Dieser Zustand ist auch allen Beteiligten wohl bewußt; aber sie sind weit entfernt, darin ein Uebel zu erkennen. Und doch ist es ein Uebel, wenn weite Kreise eines Volkes sich angeblich zu einer Religion bekennen und es doch fast als selbstverständlich nehmen, daß sie weder innerlich dieser

Religion angehören, noch auch in den äußerlichen Beweisen der Zugehörigkeit über das Notwendigste hinausgehen . . .

„Um der Wahrheitsliebe willen, die nicht aufhören darf, ein Bestandteil des deutschen Charakters zu sein, sollte die jetzige Gleichgiltigkeit der meisten protestantischen Deutschen gegen ihre Konfession nicht fortdauern. Was aber kann geschehen? Wollte man verlangen, daß eine allgemeine Rückkehr zur Kirche stattfände, so bin ich sicher, daß diese Mahnung ganz erfolglos wäre. Dieser Weg ist meines Erachtens durchaus ungangbar [?]. Glücklicherweise aber lassen sich gerade in jetziger Zeit die ersten Zeichen erkennen, daß mit dem wiedererwachenden religiösen Bedürfnis im Volke bei nicht wenigen Theologen ein Verständnis erwacht für das, was dieses Bedürfnis befriedigen kann. Diejenigen, welche sich für den protestantischen Grundsatz in ihren religiösen Empfindungen entschlossen haben, können verlangen, daß dieses Prinzip nicht willkürlich an einem Punkte der Bewegung aufgehalten werde, sondern dem Fortschritte der Zeit entsprechend weiterwirke und immer aufs neue die Gestalt annehme, in welcher sich religiöses Bedürfnis und Christentum noch vereinigen lassen. Manche Anzeichen, wie gesagt, lassen hoffen, daß dieses Bedürfnis der Zeit Verständnis findet......"

Unter diese Anzeichen rechnen wir auch, daß unsre gute Tagespresse anfängt, mit Ernst an die religiöse Frage heranzutreten. R

(Die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung) brachte an der Spitze ihrer Nr. 51 und 52 folgende

Bitte

Mit dem 1. Januar 1889 beginnt ein neuer Jahrgang der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung. Die bisherigen Leser werden gebeten, ihr Abonnement baldmöglichst zu erneuern, damit in der Zustellung des Blattes keine Unterbrechung stattfinde. Besonders aber richten wir an alle, die mit der Haltung der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung einverstanden sind, die Bitte, uns neue Abonnenten gewinnen zu helfen. „Die Christliche Welt," ein sächsisches Blatt von Ritschlschem Geiste und mittelparteilicher Richtung, meldete kürzlich, daß es in den letzten anderthalb Jahren von 1075 auf 2036, — in Preußen allein auf 882, — Abonnenten gestiegen sei. Dieser Erfolg ist ganz besonders der Rührigkeit zuzuschreiben, welche die Ritschlianer in der Propaganda auch unter Nichtgeistlichen entfalten. Unsre Freunde müssen sich daran ein Beispiel nehmen. Wenn sie nichts dafür thun, daß unsre Gedanken dem evangelischen Volk bekannt werden,*) so dürfen sie auch nicht darüber klagen, wenn die Gegner den Sieg gewinnen. Die kirchliche Lage in Deutschland, besonders in Preußen, ist sehr ernst. Soll für die evangelischen Landeskirchen mehr Selbständigkeit und Einfluß errungen werden, so ist die dauernde Anspannung aller Kräfte nötig. Die sorgfältige Pflege der kirchlichen Presse ist dabei unerläßlich. In diesem Sinne rufen wir unsre Freunde zur lebendigen Mitarbeit auf.

Der Herausgeber

Adolf Stöcker.

Wir wollen darauf verzichten, das Maß von Wohlwollen oder von Uebelwollen festzustellen, das Herr Hofprediger Stöcker in dieser ungewöhnlichen Berücksichtigung uns zu teil werden läßt. Ob unser Blatt als sächsisches, Ritschlsches und mittelparteiliches hinreichend charakterisirt sei, und ob dort das Geheimnis unsers Erfolges liegt, wo Herr Stöcker es sucht, überlassen wir unsern Lesern zu beurteilen. Ueber die Theologie Ritschls werden wir bei ernsterm Anlaß gern einmal unsre Meinung sagen. Vergleiche inzwischen unsern Artikel Gemeindeblatt und Kirchenzeitung in Nr. 53 d. vor. J. D H

Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde in Westpreußen: je 10 Mk. von G A, Görlitz und P W, Laubach; 5 Mk. von E, Bautzen; 3 Mk. von T R, B; 2 Mk. von R V, S; 1 Mk. von J, Leipzig.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 5 Mk. von P W, Laubach.

Für das Konfirmandenhaus auf dem Schmiedel in der Rheinprovinz: 5 Mk. von P W, Laubach.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Johannesstift bei Metz: 5 Mk. von P W, Laubach; 1,50 Mk. von J, Leipzig.

Für den Frauenverein Edelweiß in Berlin (Sommerpflege armer Näherinnen): 3 Mk. von v D, Darmstadt.

Für die evangelische Kirche in Bethlehem: 3 Mk. von W und A, Malterdingen; 2 Mk. von R V, S.

Für das Ludwig=Richter=Denkmal in Dresden: 1 Mk. von R V, S.

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Einbanddecken zum ersten und zweiten Jahrgang sind für je 1,60 Mk. von der Verlagshandlung zu beziehen, desgleichen beide

*) Sollten diese Gedanken trotz Reichsboten, Kreuzzeitung und andern eifrigen Bundesgenossen noch immer so unbekannt sein?

Jahrgänge geheftet für je 6, gebunden für je 9 Mk. **Prospekte, Probenummern, Mitarbeiterverzeichnisse** stehen jederzeit unentgeltlich zur Verfügung. D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Aufruf

zur Hilfe für das evangelische Kinderrettungshaus Johannesstift bei Metz

Ein Stück evangelischen Glaubenslebens steht in Gefahr!

Für die verwaisten und verwahrlosten evangelischen Kinder der seit der ruhmreichen Rückeroberung Elsaß=Lothringens aus allen Gegenden unsers Vaterlandes nach Metz überzahlreich eingewanderten Altdeutschen haben patriotische Männer im Vertrauen auf Gottes Hilfe und der deutschen Landsleute Unterstützung das evangelische Kinderrettungshaus „Johannesstift" bei Metz gegründet. Auf dem blutgetränkten Boden des Schlachtfeldes vom 14. August erbaut, im Lichterglanze der Weihnachtsbäume von 1881 mit zwei dem tiefsten Elende entnommenen Knaben eingeweiht, steht es inmitten einer katholischen noch vielfach französisch gesinnten Bevölkerung, ein Denkmal evangelischen Glaubens und deutscher Barmherzigkeit, hat bereits 42 Knaben und 17 Mädchen unter Gottes Segen vor sicherem Verderben retten können und arbeitet jetzt an 35 den Schrecknissen der Schande und Laster entrissenen Kindern. Es besteht zur Zeit aus einem Knabenhause mit 22 Zöglingen, einem Mädchenhause mit 13 Zöglingen, einem Krankenhause und einem Lehrlingshause mit den nötigen größeren Wirtschaftsräumen.

Diese segensreiche und reichgesegnete Anstalt ist in schwerer Not und großer Gefahr. Die im vergangenen Jahre aus räumlichen und gesundheitlichen Rücksichten ausgeführten unumgänglich nötigen Umbauten und Neubauten haben die Anstalt in schwere Schuldenlast gestürzt, sodaß wir nicht nur nicht das tägliche Brot haben, sondern daß auch das fernere Bestehen der Anstalt ernstlich gefährdet ist. Die aufblühende Handwerkerabteilung haben wir schon schließen, mehrere Zöglinge, die noch des Schutzes der Anstalt bedurften, schweren Herzens entlassen müssen; **und schon wieder sind 19 dem Jammer preisgegebene Kinder zur Aufnahme angemeldet.** Die eingeborene katholische Bevölkerung hat für verwahrloste evangelische Kinder nichts übrig als bittere Klagen, kühle Abweisungen: „Ihr habt uns die Stadt mit Elend gefüllt! Mögen die Deutschen für ihre schlechten Kinder selbst sorgen." **So wenden wir uns mit unsrer Bitte um Hilfe an die evangelischen Brüder in Altdeutschland** und erinnern an das Wort jenes großen Kinderfreundes: „Was ist besser — Verbrechen verhindern oder bestrafen? Was ist besser — den Knaben erziehen oder den Mann verurteilen? Was ist besser — Speisen und Erziehen, ehe Verbrechen begangen werden, oder nachdem sie begangen sind? Ist es nicht die thörichste Oekonomie, lieber bezahlen wollen fürs Bestrafen als fürs Verhüten?"

Soll nun diese durch die Not und die Liebe so freudig aufgeblühte, in der Diaspora so segensreich für die Kinder unsrer Glaubensbrüder wirkende Anstalt zu Grunde gehen, oder im Falle einer Subhastation in die Hand einer andern Konfession übergehen? Soll die katholische Kirche uns der Liebesarmut zu den ärmsten unter den armen Kindern bezichten und auf ihre durch Liebesgaben so reichen Anstalten als Anklage gegen uns hinweisen dürfen? Soll dies patriotische Werk auf eben den Gefilden zu Grunde gehen, die durch das Blut unsrer Brüder und Väter, bei St. Privat und Roncourt geflossen, so heldenmütig erstritten sind? Es ist ein deutsches patriotisches Werk, weil es Kinder von Deutschen aus allen Gauen des großen Vaterlandes sind, denen wir zu helfen haben. Darum kommen wir zu Euch mit der herzlichen Bitte: **Helft der Not und Gefahr des Unterganges des Johannesstiftes steuern durch Geldbeiträge! Auch die kleinste Gabe ist willkommen und wird vom reichen Gott gesegnet sein, daß unsre Anstalt als ein leuchtendes Denkmal evangelischen Glaubens, evangelischer Liebe, deutscher Barmherzigkeit und Dankbarkeit auf den ruhmreichen Gefilden von Metz fortblühe. Das walte Gott!**

Matth. 25, v. 40. Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

Gaben sind zu richten an die Unterzeichneten oder an den Kassirer
Apotheker Weisert in Metz

Der Vorstand des evangelischen Kinderrettungshauses Johannesstift bei Metz

Anstaltsgeistlicher	Der Vorsitzende
Eugen Braun,	**Dr. Richter,**
Konsistorialpräsident	Divisionspfarrer

Aufruf

zum Eintritt in das Pflegerhaus zu Hubertusburg.

In vielen Häusern befinden sich heranwachsende Töchter, welche keinen eigentlichen Beruf haben und darum keine rechte Befriedigung finden. Diese rufe ich auf zu einem Werke christlicher Liebe.

Im Königreich Sachsen giebt es eine Anzahl von Staatsanstalten, in denen Blinde, Sieche, Verkrüppelte, Epileptische, Irre, Kranke und Elende aller Art und aus allen Ständen Aufnahme gefunden haben. Um für diese Anstalten geeignete Pflegerinnen und Oberpflegerinnen heranzubilden, hat die hohe sächsische Staatsregierung am 1. Oktober 1888 das Pflegerhaus in Hubertsburg ins Leben gerufen, das soeben seinen ersten Kursus beschließt. Es sind bisher 36 Pflegerinnen eingetreten, von denen einige bereits in voller selbständiger Arbeit stehen. Am 2. Januar 1889 ist ein zweiter Kursus eröffnet worden. Wer ein Herz voll Liebe zu dem Notleidenden, einen gesunden, kräftigen Körper und den Willen hat, sich in die Ordnungen der Anstalt zu fügen, der komme herbei und trete ein in eine Arbeit, die vielen an Leib und Seele zum Segen werden kann.

Die Pflegerinnen wohnen, solange sie nicht in den eigentlichen Anstaltsdienst übergetreten sind, gemeinsam im Pflegerhause. Wir suchen ihnen einen Ersatz eines christlich geordneten Familienlebens zu geben. Das Pflegerhaus bleibt auch die Heimat derer, welche eine selbständige Stellung gefunden haben.

Das Amt einer Pflegerin ist ein schweres und erfordert viel Liebe und Selbstverleugnung. Aber es gewährt dafür die Befriedigung eigner segensreicher Arbeit. Die Pflegerinnen werden je nach ihrer Befähigung und persönlichen Begabung und Treue verwendet werden. Aber es wird von den Eintretenden verlangt, daß sie sich keiner Arbeit scheuen.

Die Kost wird frei geliefert, desgleichen die Kleidung, nicht die Wäsche. Dazu wird von Anfang an ein wöchentliches Taschengeld gewährt, dessen Höhe mit der Zeit wächst. Beim Eintritt in den Staatsdienst erhalten die Pflegerinnen die Pensionsberechtigung nach den allgemein bestehenden Gesetzen. Als untere Altersgrenze ist vorläufig das 17., als obere das 40. Jahr angenommen worden.

Ich bitte die Meldungen möglichst zu beeilen. Der schriftlichen Anmeldung ist beizufügen: 1. Ein Taufzeugnis. 2. Ein selbstverfaßter Lebenslauf. 3. Ein obrigkeitliches Unbescholtenheitszeugnis. 4. Ein Zeugnis von einer Vertrauensperson, womöglich von einem Geistlichen.

Zu jeder Auskunft bin ich gern bereit. Wer im Stande ist, dafür zu wirken, daß unsrer jungen Anstalt geeignete Kräfte zugeführt werden, den bitte ich herzlich um solchen Liebesdienst.

Johannes Naumann,
Geistlicher und Leiter des Pflegehauses zu Hubertusburg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig